

Zeitgeschichte in Hamburg · 2012



FZH Forschungsstelle
für Zeitgeschichte
in Hamburg



ZEITGESCHICHTE IN HAMBURG

2012

Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg
Wissenschaftliche Einrichtung an der Universität Hamburg
Beim Schlump 83
20144 Hamburg
Tel. +49 40 43 13 97 20
Fax +49 40 43 13 97 40
www.zeitgeschichte-hamburg.de

Herausgeber: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg,
Hamburg 2013
Umschlagabbildung: Janine Schemmer / Maike Raap (Vorderseite),
Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Rückseite)
Redaktionsteam: Knud Andresen, Claudia Kemper, Jessica Leffers, Maike Raap,
Joachim Szodrzynski, Dorothee Wierling
Satz und Layout: Das Herstellungsbüro, Hamburg
Druck und Bindung: Freiburger Graphische Betriebe, Freiburg

1. Auflage 2013

INHALT

KIRSTEN HEINSOHN, AXEL SCHILDT, DOROTHEE WIERLING	
Vorwort	7
■ AUS DER FORSCHUNG	
JOACHIM SZODRZYNSKI	
Kulturhochburg Hamburg? Skizze einer unverhofften Chance	13
Das New Orleans an der Newa Einleitende Bemerkungen von Christiane Reinecke und Christoph Strupp	27
MICHEL ABESSER	
Das New Orleans an der Newa Leningrad und die Sowjetisierung des Jazz in den fünfziger und sechziger Jahren	29
Workshop »Geschichte wird gemacht – Von der Quelle zum Text« Einleitende Bemerkungen von Lina Nikou, Janine Schemmer, David Templin	47
ULRIKE KLÖPPEL	
Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken ...	49
DOROTHEE WIERLING	
Kriegskinder Zur Entdeckung einer Generation	54
■ BERICHTE AUS DER FORSCHUNGSSTELLE	
CHRISTIANE REINECKE	
Verrufene Viertel Topographien der Ungleichheit im urbanen Raum in Westdeutschland und Frankreich, 1950–1990 Skizze eines Forschungsprojekts	71

LINA NIKOU	
»Heimweh nach München«	81
Städtische Einladungen für Verfolgte des Nationalsozialismus als Geschichts- und Imagepolitik in den sechziger Jahren	
KARL-OTTO SCHÜTT	
Zeitungen in der Bibliothek der FZH – ein interessanter Quellenbestand	95
■ TAGUNGSBERICHT	
STEPHAN FENDER	
Kaffee global, regional, lokal – zur Geschichte eines Genussmittels im 19. und 20. Jahrhundert	101
Wissenschaftliche Tagung der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), 6. – 8. Dezember 2012	
■ TÄTIGKEITSBERICHT 2012	108

VORWORT

Seit 52 Jahren besteht die Forschungsstelle für Zeitgeschichte nun schon in der Hansestadt Hamburg, seit 15 Jahren unter dem jetzigen Namen, als Stiftung finanziert und gefördert von der Behörde für Wissenschaft und Forschung. Die wissenschaftlichen Aufgaben und Themen der FZH haben sich in diesen Jahrzehnten vielfach erweitert, aber immer noch und immer wieder steht die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg und Deutschland sowie deren weit längere »zweite Geschichte« im Zentrum unserer Arbeit. In der Bibliothek, im Archiv und in der Werkstatt der Erinnerung gehen viele Anfragen zu diesen Themen aus dem In- und Ausland ein; und auch bei den Forschungsprojekten ist kein Ende einer kritischen Auseinandersetzung zu erkennen. Das Jahr 2013 wird einmal mehr Gelegenheiten bieten, sich mit zentralen politischen Ereignissen der deutschen und hamburgischen Geschichte zu beschäftigen: sei es der Übergang in die Diktatur am 30. Januar 1933 in Berlin, am 5. März 1933 in Hamburg, oder das erste Eckdatum antijüdischer Verfolgungspolitik, der Boykotttag am 1. April 1933, und schließlich auch der Bombenkrieg, der Hamburg im Juli und August 1943 zu großen Teilen zerstörte und Zehntausenden das Leben kostete.

Die Geschichte des Nationalsozialismus und seiner Folgen in der Bundesrepublik machte auch 2012 einen gewichtigen Anteil der Forschungsprojekte und ihrer öffentlichen Vermittlung aus. So wurden etwa die öffentlichen Vorträge in unserer Reihe »Das ›Dritte Reich‹. Neue Quellen, neue Studien – neue Perspektiven?« sehr gut besucht.

Frank Bajohr hat mit einem Buchprojekt zur Kulturgeschichte des Nationalsozialismus begonnen und darüber hinaus zwei größere Forschungsvorhaben, die in Drittmittelanträge münden, entwickelt: Zum einen eine umfangreiche Untersuchung zum »Umgang mit NS-Eigentum nach 1945«, zum anderen ein Projekt über die Beteiligung Hamburger Akteure an der deutschen Herrschaft in den besetzten Gebieten Polens und der Sowjetunion, das er zusammen mit Birthe Kundrus vom Historischen Seminar der hiesigen Universität unter dem Titel »Hamburg im Osten 1939 – 1945« konzipiert hat. Die Stipendiatin der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, Lina Nikou, hat ihre Forschungen über die so genannten

Besuchsprogramme für ehemals Verfolgte der Städte Hamburg, München und Berlin im letzten Jahr intensiviert und wird auf dieser Grundlage bald eine neue stadthistorische Perspektive auf die Erinnerungspolitik der Bundesrepublik Deutschland präsentieren. Ihr Vortrag »Heimweh nach München«, den wir in diesem Jahresbericht abdrucken, stellt erste Forschungsergebnisse vor. Die Leiterin der Werkstatt der Erinnerung, Linde Apel, nahm an zahlreichen Veranstaltungen zur Verfolgungsgeschichte und Erinnerungskulturen teil und arbeitete dabei unter anderem in der »Expertenrunde ehemaliger Hannoverscher Bahnhof« an der Konzeption für eine ständige Ausstellung zu den Deportationen von jüdischen Bürgerinnen und Bürgern aus Hamburg mit. Mit dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden wird eine gemeinsame Publikation von Tagebuchaufzeichnungen Hamburger Frauen und Männer aus dem Jahr 1933 vorbereitet.

Die meisten Zuhörerinnen und Zuhörer konnten wir im vergangenen Jahr mit unserer Vorlesungsreihe »Stadt und Zeitgeschichte. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren« im öffentlichen Vorlesungswesen der Universität Hamburg erreichen. Anhand von ausgewählten Stichtagen präsentierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der FZH sowie weitere Kollegen zentrale Themenfelder der Hamburger Nachkriegsgeschichte. Die Vortragsreihe basiert auf der Publikation »19 Tage Hamburg«, die die FZH im Herbst 2012 vorlegte. Dieses Buch und die Vorträge, jeweils koordiniert und eingeleitet von Christoph Strupp, stellen erste Ergebnisse des Forschungsschwerpunktes »Hamburg in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts« zur Diskussion. Die sehr gute Resonanz zeigt uns, dass wir hier einen Forschungsbereich etabliert haben, in dem zentrale globale und nationale Entwicklungen aus einer regionalen Perspektive

pointiert dargestellt werden können. Der Zusammenhang von globalen Prozessen und lokalen (Stadt-)Politiken wurde auch auf einem Workshop im November 2012 diskutiert, der von Christoph Strupp und Christiane Reinecke geleitet wurde. Ein Beitrag des Workshops befasste sich mit der Sowjetisierung des Jazz in Leningrad in den fünfziger und sechziger Jahren und ist in diesem Jahresbericht nachzulesen. Zudem stellt Christiane Reinecke, seit Februar 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin der FZH, ihr Forschungsprojekt »Verrufene Viertel« hier vor.

Die Forschungsprojekte in diesem Bereich sind 2012 weiterentwickelt worden, so etwa Christoph Strupps Untersuchung über den Hamburger Hafen 1945 bis 2005, Janine Schemmers Promotionsvorhaben zum Wandel der Arbeitswelten im Hafen oder auch Kirsten Heinsohns Projekt über Erich Lüth, der zu den wichtigsten Akteuren einer aktiven »hamburgischen Israelpolitik« in den fünfziger und sechziger Jahren gehörte. Janine Schemmer hat 2012 ihre Forschungsergebnisse auf nationalen und internationalen Konferenzen präsentiert und wird 2013 ihr Projekt mit einer volkswissenschaftlichen Dissertation zum Abschluss bringen.

Im Bereich »Das lange 20. Jahrhundert« präsentierte sich im Dezember 2012 ein erfolgreiches Projekt der kritischen internationalen Öffentlichkeit: Unter der Leitung von Dorothee Wierling fand eine von der Fritz Thyssen-Stiftung geförderte Konferenz an der FZH statt, in der die Stationen der Kaffeeproduktion sowie des internationalen Handels, der Verarbeitung und schließlich des Konsums aus globalhistorischer, wirtschafts- und kulturgeschichtlicher Sicht diskutiert wurden. Der Tagungsbericht gibt einen Überblick über Verlauf und Diskussion dieser sehr anregenden Veranstaltung. Sie bildet den vorläufigen Abschluss des Projektes »Kaffee-Welten«, in dem zwei Dissertationen entstanden sind und ein Buch über den Hamburger Kaffeehandel von Dorothee Wierling vorbereitet wird, dessen Veröffentlichung in der Reihe »Forum Zeitgeschichte« vorgesehen ist.

Schließlich hat sich unser Forschungsschwerpunkt »Perspektiven der jüngsten Geschichte« mit neuen Projekten erweitert. Knud Andresen hat seine Untersuchungen zu gewerkschaftlichen Erfahrungsräumen unter anderem mit einem Beitrag in der Zeitschrift BIOS präsentiert. Claudia Kemper brachte durch einen Forschungsaufenthalt in den USA ihr Projekt zu den »Ärzten in der anti-atomaren Friedensbewegung der frühen 1980er Jahre« weiter voran; fortgesetzt wurden auch die Untersuchung

zur Hamburger Schülerbewegung von Linde Apel und über die selbstverwalteten Jugendzentren in Westdeutschland von David Templin. Neu hinzugekommen sind die Projekte von Christiane Reinecke über »Verrufene Viertel« in Westdeutschland und Frankreich 1950 bis 1990 sowie von Axel Schildt zum Thema »Medien-Intellektuelle«, gefördert im Programm »opus magnum« der Fritz-Thyssen- und der VolkswagenStiftung. Mit den beiden letzten Projekten ist der Bereich Wissens- und Mediengeschichte im Profil der FZH deutlich gestärkt worden.

Insgesamt sind im vergangenen Jahr 20 Forschungsprojekte in der FZH bearbeitet worden, davon wurden drei abgeschlossen, zwei befinden sich im Stadium der Verschriftlichung und sieben wurden neu begonnen. Die Doktorandinnen und Doktoranden der FZH haben zudem einen Workshop organisiert, der im September sehr erfolgreich unter dem Titel »Geschichte wird gemacht – Von der Quelle zum Text« durchgeführt wurde. Eines der Impulsreferate über die Schwierigkeiten während des Schreibprozesses finden Sie in dieser Ausgabe. Der redaktionelle Teil unseres Jahresberichtes wird abgerundet durch zwei Beiträge aus der FZH. Zum einen geht Joachim Szodrzynski den kulturpolitischen Verwicklungen im Hamburg der fünfziger Jahre nach. Zum anderen problematisiert Dorothee Wierling die Selbstbeschreibung der Kriegskinder als Generation.

Der wissenschaftliche Austausch innerhalb der FZH profitierte auch 2012 wieder von der Förderung durch die Alfred Toepfer Stiftung F.V.S, die uns einen gedanklich ertragreichen Aufenthalt auf Gut Siggen ermöglichte – dafür möchten wir uns herzlich bedanken.

Neben der wissenschaftlichen Grundlagenarbeit wurden auch 2012 wieder zahlreiche Veranstaltungen seitens der FZH angeboten, viele Anfragen beantwortet

und einige Bücher publiziert. Außer dem schon erwähnten Band »19 Tage Hamburg« erschienen in den Publikationsreihen der FZH die Dissertation von Sylvia Necker über den Architekten Konstanty Gutschow (1902 – 1978) sowie die Habilitationsschrift von Alexander Gallus über die Zeitschrift »Weltbühne« und die Biographien vier ihrer wichtigsten Mitarbeiter bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

In die Bibliothek der FZH sind 2012 rund 2000 neue Bücher aufgenommen worden, die von Karl Otto Schütt, Dorothee Mateika und seit Herbst 2012 Günter Scharmberg schnell und professionell zur Benutzung aufbereitet wurden. Diese für Öffentlichkeit und Wissenschaft unerlässliche »Hintergrundarbeit« vollzieht sich auch in den Räumen des Archivs unter der Leitung von Angelika Voss, die im letzten Jahr nicht nur an koordinierenden Arbeitskreisen zu Archivierungsfragen teilgenommen hat, sondern auch mehrere neue Bestände sichtete, aufbereitete und ordnete. In Bibliothek und Archiv ist die Zahl der Nutzerinnen und Nutzer ebenso angewachsen wie in der Werkstatt der Erinnerung. Die gute Betreuung der Benutzerinnen und Benutzer sowie die hilfreiche Internetpräsenz dieser drei Serviceeinrichtungen der FZH sind sicherlich wichtige Grundlagen für die steigenden Benutzungszahlen.

Zum Abschluss gilt es, allen Unterstützern der FZH unseren Dank auszudrücken. Hier sind an erster Stelle die Behörde für Wissenschaft und Forschung, Senatorin Dr. Dorothee Stapelfeldt und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Abteilung »Außeruniversitäre Einrichtungen« zu nennen. Die Sparziele des Senates der Hansestadt haben schon 2012 und werden auch in Zukunft Einschränkungen für unseren Haushalt hervorrufen. Wir sind jedoch guter Hoffnung, dass die Stadt, Senat und Wissenschaftsbehörde unsere Arbeit auch weiterhin so unterstützen werden, wie wir es 2012 erlebt haben. Zum Ende des Jahres wurden der FZH zusätzliche, einmalige Mittel in Höhe von rund 90 000 € zur Verfügung gestellt, die unter anderem für Erhaltungs- und Modernisierungsmaßnahmen im Bereich Bibliothek, WdE und für die Öffentlichkeitsarbeit eingesetzt werden können, aber auch für neue Projektideen, über die wir 2013 berichten werden.

Schließlich möchten wir allen Drittmittelgebern danken, die uns weiterhin und nachhaltig unterstützt haben: Deutsche Forschungsgemeinschaft, VolkswagenStiftung, Fritz Thyssen-Stiftung, ZEIT-Stiftung Ebelin und

Gerd Bucorius, Hans-Böckler-Stiftung, Alfred Toepfer Stiftung F.V.S, Katharina und Gerhard Hoffmann-Stiftung, Köhlerstiftung, Hamburger Architektenkammer, Gesellschaft »Harmonie« sowie die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung.

Kirsten Heinsohn, Axel Schildt und Dorothee Wierling
Januar 2013

JOACHIM SZODRZYNSKI

KULTURHOCHBURG HAMBURG?

Skizze einer unverhofften Chance

Mit dem Untergang Berlins als Fokus des »Dritten Reiches« büßte die Reichshauptstadt 1945 nicht nur ihre politische, sondern zugleich ihre Bedeutung als kultureller Mittelpunkt Deutschlands ein. Zwar hatte die NS-Metropole kulturell nicht annähernd jene Strahlkraft entfaltet, die Berlin während der Weimarer Republik ausgezeichnet und europaweit zum Magneten werden lassen, aber auch während der NS-Zeit führte politisch wie kulturell kein Weg an Berlin vorbei. Nicht nur hatten dort alle wichtigen Institutionen und Gremien der Reichskulturkammer ihren Sitz, sondern reichsweit wahrgenommen wurden Filme, Bühnenstücke, literarische Neuerscheinungen oder Zeitungsartikel in der Regel erst dann, wenn sie ihre Feuertaufe in Berlin bestanden hatten. Was dort gefeiert wurde, machte auch auf den Provinzbühnen oder den Kinos in den deutschen Gauen seinen Weg.

Nach der militärischen Zerschlagung des NS-Staates und der Aufteilung Berlins in vier Besatzungszonen hinterließ die Stadt jedoch in jeder Hinsicht eine Leerstelle, die zunächst kaum zu füllen war. Schon während der letzten Kriegsmonate, als sich der Angriff der Roten Armee auf das Zentrum der NS-Herrschaft abzeichnete, hatte nicht zuletzt seitens der im Kulturbetrieb Beschäftigten eine regelrechte Völkerwanderung in Richtung Westdeutschland eingesetzt. Nicht allein überzeugte Nationalsozialisten, sondern auch und gerade politisch desorientierte bzw. desillusionierte Mitläufer versprachen sich unter der Herrschaft der westlichen Besatzungsmächte für ihre Zukunft bessere Konditionen als unter sowjetischem Vorzeichen. Auf diese Weise verzeichnete die in Trümmern versunkene Reichshauptstadt einen intellektuellen Aderlass, der sie während der gesamten Zeit der deutschen Zweiteilung nachhaltig schwächte, während sie dem kulturellen Föderalismus der Bundesrepublik ein kreatives Potenzial zuführte, das man sich in Hamburg, München, Düsseldorf oder Frankfurt am Main zuvor kaum hätte vorstellen können.

So verdankte sich Hamburgs kultureller Aufschwung nach 1945 zunächst weniger besonderen kulturpolitischen Ambitionen an Alster und Elbe als dem politisch-kulturellen Vakuum, das das Ende der Reichshauptstadt Berlin hinterlassen hatte. Infolge seiner Insellage in der Sowjetischen Besatzungszone, durch die rivalisierenden Besatzungsmächte angesichts des einsetzenden Kalten Krieges und nicht zuletzt durch Vereinnahmungsversuche von Künstlern und Intellektuellen im Sinne politischer Instrumentalisierung der Kunst grassierten in Künstlerkreisen Unsicherheit, Zukunftsangst und (kultur-)politische Desillusionierung.¹ Hinzu kam das Ausmaß der Zerstörung, das Berlin als Trümmerfeld antiker Größe erscheinen ließ. Als »geschlachtet und ausgeweidet« beschrieb Johannes R. Becher jene zerbombten Häuser, deren Zimmer sich dem Betrachter wie naturalistische Bühnenbilder darboten; »Poesie du cauchemar« – Poesie des Alptraums – nannte sie eine Mitarbeiterin an Sartres Zeitschrift *Temps modernes* und suchte ihren Pariser Lesern die Berliner Surreal-Wirklichkeit mit einem Bild zu vergegenwärtigen: »Die Nähmaschine der Surrealisten auf dem Sockel des Denkmals von Friedrich dem Großen Unter den Linden würde hier niemand überraschen.«²

Dem Zerstörungsgrad der Stadt entsprach der ihrer Bewohner, die Außenstehende wie der amerikanische Journalist William L. Shirer als psychische Ruinen wahrnahmen: »gebrochene, verwirrte, zitternde, hungrige menschliche Wesen ohne Willen, Zweck oder Ziel«.³

Anders als nach dem Ersten Weltkrieg fand die Kultur der schwer angeschlagenen Stadt ihre Sprache nur vordergründig wieder. Zwar nahmen Theater und Opernhäuser schon wenige Tage nach der Kapitulation ihren Probenbetrieb wieder auf, spielten die

Philharmoniker, eröffneten zahlreiche Kinos und Kabarets über Nacht, gleichwohl ähnelte die intellektuelle und künstlerische Szene lediglich dem fruchtlosen Versuch einer Geisterbeschwörung der zwanziger Jahre oder sie befriedigte – kulturell – einen ähnlich elementaren Massenbedarf wie 45 Jahre später die Porno- und Bananenverkaufsstände in der zusammengebrochenen DDR. So beschrieb Fritz Kortner 1947 seine erste Wiederbegegnung mit dem Berliner Theater: »Die Vorstellung [im Kurfürstendamm-Theater, J.Sz.], die ich bis zum Ende über mich ergehen lassen mußte, war unfäßbar scheußlich. Ich blieb aus Artigkeit sitzen. Eigentlich wollte ich kurz nach dem Aufgehen des Vorhangs weglaufen, bis nach Amerika zurück. Eine dummdreiste Schmiere, ein verwilderter Humor, eine menschenfremde Bühnenlustigkeit beleidigten Augen, Ohren, Herz und Hirn. Über der heruntergekommenen, liederlichen, verluderten, besorgniserregenden Komik verging mir noch Tage danach das Lachen.«⁴

Bereits Ende 1945 sprach Peter Suhrkamp in einem Brief an Hermann Hesse von »den Kultur- und Kunstbeflissenen hier, die sofort wieder betriebsam und geschäftig aus den Löchern auf die Straße gekommen sind und von deren Lärm vielleicht ein Geräusch auch in die Schweiz dringt. Das alles deprimiert mich zutiefst.«⁵ Elisabeth Langgässer sah Berlin als »ein Vakuum von Zeitungspapier, Zeitschriften, Amüsieranstalten und literarischen Veranstaltungen, lauter zusammengesuchtes Zeug, das keinen Nährboden abgeben kann für eine wirkliche Kultur. [...] Kulturell ist genauso wie substantiell Berlin ein einziger Trümmerhaufen. Der Gespensterreigen von 1928 (etwa) führt das ›Geistige Leben‹ an: Brecht, Toller, Tucholsky, Zweig, Becher usw. [...] Das Leben in Berlin wird von Tag zu Tag steriler, doktrinärer und eingeengter. Langsam begreift man, wie groß der Blutverlust dieser Stadt war, und wie verdünnt die Luft ist, in der man leben muss; Berlin – »ein inneres und äußeres Pompeji.«⁶

Vermissten Suhrkamp und Langgässer nach 1945 die großen Leistungen traditioneller Hochkultur, fehlte Kortner das Experimentell-Moderne, mit dem er sich in den zwanziger Jahren identifiziert hatte. Einig waren sich alle in der Verachtung des Nachkriegskulturbetriebs im Allgemeinen und der Überzeugung, dass Berlin geistig und künstlerisch nichts mehr darstellte.

Dabei ruhten die Kenntnisse über die Verhältnisse in anderen Städten gerade in der ersten Nachkriegszeit oft lediglich auf Hörensagen und Wunschdenken. So bemerkte der Hamburger Schriftsteller Hans Erich

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Wolfgang Schivelbusch, Vor dem Vorhang. Das geistige Berlin 1945 – 1948, München / Wien 1995.
- 2 Claudine Chonet, Souvenir de Berlin, in: Les Temps modernes, Januar 1948, S. 1287.
- 3 Zit. nach Brewster S. Chamberlin, Kultur auf Trümmern, Stuttgart 1979, S. 9 – 10.
- 4 Fritz Kortner, Aller Tage Abend, München 1959, S. 560.
- 5 Brief vom 13.11.1945, in: Peter Suhrkamp – Zur Biographie eines Verlegers, Frankfurt am Main 1975, S. 130.
- 6 Elisabeth Langgässer, Briefe 1924 – 1950, hrsg. von Elisabeth Hoffmann, Düsseldorf 1990, Bd. I, S. 519, 527, 537 sowie Bd. II, S. 700.

- 7 Gemeint ist Heinz Hilpert, ehemals Leiter des Deutschen Theaters in Berlin, den es 1945 ebenfalls vorübergehend nach Hamburg zog, bevor er nach Zürich ging.
- 8 Brief vom 7.11.1945, in: Hans Erich Nossack, Geben Sie bald wieder ein Lebenszeichen. Briefwechsel 1943 – 1956, 2 Bände, hrsg. von Gabriele Söhling, Frankfurt a.M. 2001, Bd. I, S. 157.
- 9 1939 besaß Hamburg 14 Theatergebäude, die als sogenannte Volltheater bezeichnet werden konnten, von denen neun regelmäßig und zwei gelegentlich für Theatervorstellungen und drei für Varieté dienten. Die Zahl der verfügbaren Plätze in den neun ständigen Theatern betrug 10 500, die drei Varietébühnen fassten 5650 Besucher. Vergleichsweise gab es in Berlin damals 29 und in Wien 19 ständig bespielte Theater, ohne die Varietés zu rechnen. Von den neun Hamburger Theatern waren 1945 sechs mit 7390 Plätzen zerstört, von den Varietés zwei mit 4300 Plätzen, wobei alle Zerstörungen Folgen des Luftkrieges waren. Vgl. Walther Unruh, Die Zerstörung der Hamburger Theater im Kriege 1939 – 1945, in: Hamburger Jahrbuch für Theater und Musik 1947 – 48, Hamburg 1947, S. 23 – 48.
- 10 Betroffen waren u. a. die Junge Bühne, die Städtische Bühne Hamburg-Harburg, das Bergedorfer Theater, die zweite Thalia-Bühne in der Schlankreye, die Schauspielhaus-Dependance im

Nossack in einem Brief an seinen Potsdamer Kollegen Hermann Kasack: »Sie glauben gar nicht, wie sehr wir hier alle nach Nachricht hungrig sind, wie das geistige Leben in Berlin wirklich aussieht. Es ist möglich, daß wir auf Grund falscher Nachrichten und auch wegen des hiesigen müden Zustandes letztthin dazu neigten, das, was dort versucht wird, zu überschätzen. Ich sage mir heute, daß es wohl richtiger ist, so zu handeln, als hoffte im Gegenteil Berlin auf uns, und sich nicht auf andere zu verlassen. Hilpert⁷ wenigstens meinte, daß man dort höchstens mehr im Kreise liefe als hier und sich keine übertriebenen Vorstellungen machen dürfe.«⁸

Natürlich lagen nach Kriegsende auch Hamburg und andere deutsche Großstädte in Trümmern⁹ und auch an der Elbe war zwischen Kapitulation und Währungsreform jene kulturelle Scheinblüte zu beobachten, die die erwähnten Berliner Stimmen monierten. Nachdem es für die neue DM neben preiswerten Kulturangeboten wieder sämtliche Konsumgüter nicht allein auf dem Schwarzmarkt zu kaufen gab, schien auch in Hamburg der in den ersten Nachkriegsjahren häufig beschworene »Hunger nach Kultur« vorerst gestillt, sodass etliche Verlage und Zeitschriften aufgeben mussten und insgesamt zwölf Bühnen den Betrieb einstellten¹⁰ – eine Entwicklung, die von Zeitgenossen weniger als Mangel denn als Normalisierung gewertet wurde: »Eine begrüßenswerte Wirkung der Währungsreform ist die finanzielle Krise, in die sich das Kulturleben plötzlich gestürzt fühlt. Während der hungernde Normalverbraucher noch vor vier Wochen sich statt mit Nahrung und Konsumgütern mit Theaterkarten und Zeitschriften abspesen lassen mußte, hat er heute die Möglichkeit, für sein gutes Geld zu wählen, welche Artikel ihm wertvoller scheinen: die, die sein Kaufmann, oder die, die seine Zeitung ihm anbieten.

Der unnatürliche Zustand, daß ein Mann in die Oper geht, weil es keine Hosenträger zu kaufen gibt, oder daß ein mangelhaftes Blatt von den Mitteln lebt, die der Mangel an Lebensmitteln freisetzt, ist vorüber. Die wieder existierende Konkurrenz des Angebots an materiellen und ideellen Gütern hat eine Rektifizierung des Marktes zur Folge, die nicht mehr den Konsumenten, sondern den Produzenten mit der Gefahr des Hungers bekannt macht. Ganz besonders natürlich den, der Kultur erzeugt [...]«¹¹ Eine »Normalisierung« aber auch, die zunächst weniger den Spielstätten der Hochkultur oder gar der Experimentierfreudigkeit des zeitgenössischen Theaters zugutekam als vielmehr Einrichtungen wie dem St. Pauli-Theater, dem Flora-Theater am Schulterblatt oder dem Richard-Ohnsorg-Theater, wie die Niederdeutsche Bühne Hamburg seit 1945 hieß, die ihr Publikum mit Varieté, Operetten oder humorvoll-betulichen Volksstücken und Possen in Hamburger Mundart suchten (und fanden).

Eine Sonderstellung nahmen dabei die Hamburger Kammerspiele unter der Leitung von Ida Ehre ein, denen es 1947 mit Wolfgang Borcherts zunächst als Hörspiel gesendetem Heimkehrerdrama »Draußen vor der Tür« gelang, ein Schlüsselwerk für jene Generation auf die Bühne zu bringen, die nach 1945 von den Schlachtfeldern und aus den Kriegsgefangenenlagern heimkehrte.¹² Borcherts Drama, mit seinem existentiellen »Oh-Mensch«-Pathos eigentlich eher dem Theater nach dem Ersten Weltkrieg zuzuordnen, gilt heute weltweit als das meistgespielte deutschsprachige Stück, wobei es seine besondere Wirkung zuverlässig immer dann entfaltet, wenn reale Trümmer für das Bühnenbild sorgen wie etwa 1992 während der Belagerung von Sarajevo, als »Draußen vor der Tür« dort im Heizungskeller des zerstörten Staatstheaters aufgeführt wurde.

Haus der Jugend in Altona, das Intime Theater, die Auslese, das Neue Theater und die Komödie. Vgl. Barbara Müller-Wesemann, »... spielen für das Leben«. Theater in Hamburg von 1945 bis 1950, in: »Dann waren die Sieger da.« Studien zur literarischen Kultur in Hamburg 1945 – 1950, hrsg. von Ludwig Fischer u. a., Hamburg 1999, S. 57 – 79.

11 Walter v. Cube, Der entlaubte Blätterwald, in: Der Ruf. Unabhängige Blätter der jungen Generation, 1. – 3. Jg., 1946 – 1948, Nendeln/Liechtenstein 1975 (Reprint), 25.7.1948, S. 1.

12 Vgl. Ida Ehre, Gott hat einen größeren Kopf, mein Kind, Hamburg 1985; Anna Brenken, Ida Ehre, Hamburg 2002.

Mochte die skizzierte Entwicklung nach der Währungsreform für die meisten westdeutschen Bühnen in ähnlicher Weise gelten, so erschienen die kulturpolitischen Voraussetzungen etwa in Hamburg insofern ungleich günstiger als in Berlin, als sich an der Elbe zu Armut und Mangel nicht auch noch ideelle Orientierungslosigkeit bzw. Desillusionierung gesellten. Unter britischer Besatzung stand weniger das Ziel idealistisch-moralischer Missionierung im Vordergrund als vielmehr die in langjähriger kolonialer Erfahrung gewonnene Überzeugung, es sei effektiver, die Eliten der unterworfenen Völker kulturell zu beeinflussen und auf diese Weise indirekt zu herrschen, als eine kostspielige militärisch-administrative Verwaltung anzustreben.¹³

Auf deutscher Seite spielte in der Kulturpolitik mittlerweile eine Behörde eine Rolle, die in Hamburg erst nach dem Groß-Hamburg-Gesetz von 1937 entstanden war, als es darum ging, die Verwaltung nach der Eingliederung Altonas, Harburgs und Wandsbeks neu zu organisieren. Im Zuge dieser Neuordnung hatte die Hamburger Kulturverwaltung mit Helmuth Becker erstmals einen eigenen Senator erhalten, dessen Aufgabenbereich vor allem darin bestand, sich um die Eingliederung der Bühnen in Altona und Harburg, der Museen in den drei bis dahin preußischen Städten und um die Volksbüchereien in die Hamburger Kulturlandschaft zu kümmern.

Allerdings agierte die neue Behörde zunächst – kriegs- bzw. nachkriegsbedingt – ausgesprochen glücklos: Provisorisch in wenigen Räumen im Gebäude der Schulverwaltung an der Dammtorstraße untergebracht, war sie personell und konzeptionell zu eigenständiger kultureller Impulsgebung kaum in der Lage. Außer einigen politisch motivierten personellen Umbesetzungen z. B. an der Spitze der Kunsthalle oder im Museum für

Kunst und Gewerbe verwaltete sich die Kulturbehörde mehr schlecht als recht selbst, wobei ihre marginale Bedeutung nicht zuletzt dadurch zum Ausdruck kam, dass mit Karl Witt ein Senator die Schul- und Kulturbehörde in Personalunion übernahm und sich in diesem Amt primär der Schule widmete.

Dieses Dilemma setzte sich zunächst auch nach 1945 fort, als den rasch wechselnden Kultursenatoren (Hans Harder Biermann-Ratjen, Ascan Klée Gobert, Heinrich Landahl und Ludwig Hartenfels) kaum Spielräume für eigene Akzente blieben und sie primär den auch im Kulturbereich allgegenwärtigen Mangel verwalteten.

Ein Wandel trat erst in den fünfziger Jahren ein, als sich angesichts des einsetzenden »Wirtschaftswunders« nicht nur die staatlichen Kassen füllten und mithin die politischen Gestaltungsmöglichkeiten wuchsen, sondern zudem der seltene Glücksfall eintrat, dass für den Kulturbereich erstmals eine Person zur Verfügung stand, die für diese Aufgabe geradezu prädestiniert schien.

Ab 1953 wurden die von den Briten eröffneten Spielräume kulturpolitischer Liberalität seitens der Hamburger Verwaltung nämlich maßgeblich von einem kunstbegeisterten Kultursenator gefüllt bzw. gestaltet, der, seinerseits geleitet von den Idealen eines aufgeklärten Liberalismus, in der Kulturpolitik der ersten Nachkriegsjahrzehnte eine Sonderstellung einnahm: Hans Harder Biermann-Ratjen.¹⁴

Als Sohn einer alteingesessenen Akademikerfamilie entsprach Biermann-Ratjen in Selbstverständnis und Erscheinungsbild dem Bild vom »kultivierten Hanseaten«, der sein Geld zwar als Notar verdiente, dessen Herz jedoch für Kunst und Kultur schlug, was schon in der Wahl seiner Studienfächer zum Ausdruck kam, die neben den Rechtswissenschaften auch Kunstgeschichte und Literatur umfasste. Aus dem Studium in München resultierte eine Bekanntschaft mit Thomas Mann¹⁵, den er als Inbegriff des Literaten verehrte, ebenso wie der bildungsbürgerliche Traum eines Lebens als Künstler, den sich Biermann-Ratjen ansatzweise mit seinem 1948 veröffentlichten Roman »Das Glück auf der Kugel«¹⁶ erfüllte. Während der NS-Zeit in sein Berufs- und Privatleben »emigriert«, hatte Biermann-Ratjen als langjähriger Vorsitzender des Kunstvereins, als ehemaliges Vorstandsmitglied des Vereins der Freunde der Kunsthalle und Vorstandsmitglied der Hamburgischen Gesellschaft für Wohltätigkeit zahlreiche Ehrenämter bekleidet und nach

13 Vgl. Michael Ahrens, Die Briten in Hamburg. Besatzerleben 1945 – 1958, München / Hamburg 2011.

14 Vgl. Matthias Wegner, Kunst als Religion. Der Hamburger Kultursenator Hans Harder Biermann-Ratjen, in: »Dann waren die Sieger da.« Studien zur literarischen Kultur in Hamburg 1945 – 1950, hrsg. von Ludwig Fischer u. a., Hamburg 1999, S. 193 – 206.

15 So ging der erste Hamburgbesuch Thomas Manns nach Kriegsende im Juni 1953, bei dem er sowohl in der Universität als auch in der Musikhalle las, nicht zuletzt auf den persönlichen Kontakt zwischen den beiden Familien zurück, der einen Besuch von Thomas, Katia und Erika Mann im Hause der Biermann-Ratjens an der Elbchaussee einschloss.

16 Der mehr als fünfhundertseitige Roman erschien im Berliner Karl H. Henssel Verlag zu einer Zeit, als Biermann-Ratjen kein politisches Amt bekleidete und viel Zeit in seine Kulturbegeisterung investieren konnte.

1945 für einige Monate bereits unter dem von der Besatzungsmacht ernannten Bürgermeister Rudolf Petersen das Amt des Kultursenators ausgeübt. Ab 1953 übernahm er das Amt, mittlerweile als Bürgerschafts- und FDP-Mitglied¹⁷, erneut für annähernd ein Jahrzehnt und brachte dabei das Kunststück fertig, es nacheinander unter vier Ersten Bürgermeistern (Sieveking, Brauer, Nevermann, Weichmann) zu behalten.

Mit Biermann-Ratjen steuerte ein Bildungsbürger die Hamburger Kulturpolitik, dessen Verständnis von Kultur und Bildung eher auf Klassik und Romantik als auf Avantgarde gründete, dem Goethe, Rilke oder Fontane zweifellos mehr sagten als Joyce, Döblin oder der Dadaismus, der aber fest entschlossen war, der Kunst jenen gesellschaftlichen Raum und Rahmen einzuräumen, den sie zu ihrer Entfaltung benötigte. So forderte er für die Kunst, dass sie »keinem Auftrag genügen darf als nur dem, den sie in sich selbst vorfindet, während der Staat, dem es obliegt, die Wohlfahrt seiner Bürger bestmöglich zu organisieren, übel beraten wäre, wenn er über den praktischen Bedürfnissen der großen Menge den Mahnruf des Geistes überhören würde, der außer der Religion nur einer einzigen Lebensmacht verliehen ist – der Kunst«.¹⁸

Das waren Aussagen, die heute in ihrem Pathos befremdlich, in ihrem Inhalt selbstverständlich klingen mögen, die sich jedoch in den aufgeregten Film- und Kunstdebatten der fünfziger Jahre (Stichwort: »Die Sünderin«) in ihrer Souveränität und Toleranz wohltuend von der Praxis anderer deutscher Großstädte abhoben. Mit seiner sanft aber beharrlich erhobenen Forderung nach einer radikalen Freiheit der Kunst kultivierte Biermann-Ratjen eine individuell gefärbte, den Leitbildern eines Einzelnen folgende Kulturpolitik, wie sie heute ökonomisch und politisch wohl nicht mehr vorstellbar wäre.

Nicht zuletzt in Verbindung mit seiner wachsenden Bedeutung als Pressestadt präsentierte sich Hamburg in den fünfziger Jahren als attraktive Alternative zu weniger aufgeschlossenen Städten oder zur Adenauer-Ära im Kalten Krieg insgesamt. Ein Beispiel: Als es der Bremer Senat ablehnte, dem Vorschlag einer von ihm selbst eingesetzten Kommission zu folgen und Günter Grass den Bremer Literaturpreis zu verleihen, kommentierte Biermann-Ratjen: »Die ›Blechtrommel‹ ist künstlerisch aufs höchste umstritten und gerade darum interessant«. Preise seien »nicht dazu da, das Anerkannte und Bequeme nochmals zu ehren, sondern dem Neuen, noch Umstrittenen zum Durchbruch zu verhelfen«.¹⁹

Bundesweit galt die (meist) sozialdemokratisch dominierte Handelsmetropole Hamburg nach Kriegsende als Hort der Toleranz und der Freiheit Andersdenkender und konnte damit umstandslos an den hanseatischen Mythos anknüpfen, der etwa Hamburgs Rolle im »Dritten Reich« diskret umschiffte. Davon zeugte Biermann-Ratjens Briefwechsel mit Künstlern aus aller Welt. Von Peter Huchel oder Johannes R. Becher bis zu Hannah Arendt oder Marc Chagall reicht die Liste der Briefpartner, mit denen der Kultursenator einen häufig durchaus persönlichen regen Gedankenaustausch pflegte, wobei ihm enge Verbindungen zu Politikern wie Theodor Heuss oder Herbert Weichmann häufig Problemlösungen ermöglichten, die einem Hamburger Kultursenator normalerweise verwehrt gewesen wären.

In seinen Kontakten zu Künstlern bewies der verhinderte Künstler Biermann-Ratjen große Empathie, die bei den komplizierten Charakteren in der Künstlerszene nicht selten auf Gegenliebe stieß, weil sie im Kulturpolitiker (fast) einen der ihren zu erkennen glaubten. Nachträglich umriss Herbert Weichmann das Wirken seines Senators wohl recht präzise, wenn er sagte: »Die kulturpolitische Arbeit hatte ihren individuellen Zuschnitt, ja ihre ganze Originalität darin, daß unser Kollege bei allem, was er für sein Ressort anpackte, die Antinomie von Staat und Kultur scharf ins Auge faßte. Er verstand uns sehr nachdrücklich davon zu überzeugen, wie unbeholfen der Staat mit seinen bürokratischen Mitteln und seinem nüchtern programmierten Apparat ist, wenn er mit dem empfindlichen kulturellen Stoff umzugehen hat.«²⁰

Vor diesem Hintergrund erscheint es kaum überraschend, dass etliche Intellektuelle und Künstler in der Nachkriegszeit Berlin den Rücken

17 Im Wahlbezirk Othmarschen / Klein Flottbek errang das FDP-Mitglied Biermann-Rathjen gegen CDU und SPD sogar ein Direktmandat.

18 Hans Harder Biermann-Ratjen, Staat und Kunst. Vortrag vor der Muthesius-Werkschule Kiel am 7.6.1962. Sonderdruck.

19 Zit. nach Matthias Wegner, Kunst als Religion (vgl. Anm. 14), S. 203.

20 Senator a.D. Dr. Hans Harder Biermann-Ratjen 1901 – 1969. Trauerreden, gehalten am 2.5.1969 in der Kirche Hamburg Nienstedten, Sonderdruck.

kehrten, um ihr Glück in perspektivreicheren, aufgeschlosseneren und sichereren Städten (wie Hamburg) zu suchen, wo sie allerdings, wie der bereits erwähnte Hans Erich Nossack notierte, keineswegs immer willkommen waren: »Dagegen höre ich von Eifersüchteleien der Hiesigen, die ängstlich bedacht sind, die zahlreichen hierher geflüchteten Künstler und darunter Prominente nicht aufkommen zu lassen. Da haben Sie Hamburg, statt sich über neues Leben zu freuen, ist man vor frischer Zugluft besorgt.«²¹

In den fünfziger Jahren schreckte man in der Hamburger Kulturbehörde allerdings vor Prominenz nicht länger zurück, im Gegenteil, man umwarb sie. Gemäß seinem Credo: »Kulturpolitik ist Personalpolitik« war Biermann-Ratjen ständig bemüht, die aus seiner Sicht geeigneten Personen an exponierter Stelle zu platzieren, wobei er etwa im Falle der Intendanten der Staatsoper mit Günther Rennert und Rolf Liebermann ein feines Gespür bewies. Als Höhepunkt seiner Arbeit aber galt ihm 1955 die Besetzung der Intendanz des Deutschen Schauspielhauses mit Gustaf Gründgens, den er persönlich in Düsseldorf aufgesucht und von den Vorzügen Hamburgs überzeugt hatte.

Mit Gründgens betrat nicht irgendein Prominenter die Hamburger Bühne, sondern der führende Theatermann des »Dritten Reiches«, eine nicht nur als Mephisto auf der Bühne schillernde Figur, die es – ungeachtet ihrer exponierten Stellung als Intendant des Staatlichen Schauspielhauses am Gendarmenmarkt in Berlin unter der Protektion Hermann Görings²² – verstanden hatte, ihr Theater wie eine ästhetische Insel der Kunst im Meer nationalsozialistischen Ungeists zu führen. Rückblickend erkannte dies 1946 selbst ein kritischer Geist wie Wolfgang Harich an, der Gründgens' Theater mit den Worten würdigte: »ein Brückenpfeiler, über (den) der Bogen geistiger Tradition sich zu einem

neuen Ufer spannt zu unserer Zeit ... im Dienste der eminent politischen Sendung, in täglicher Mühsal geistige Werke verteidigen zu müssen gegen die Barbarei.«²³

Gustaf Gründgens war in Hamburg kein Unbekannter. Bereits Mitte der zwanziger Jahre war er, teilweise gemeinsam mit Erika Mann (die er 1926 heiratete und von der er 1929 wieder geschieden wurde) und deren Bruder Klaus, in den Hamburger Kammerspielen aufgetreten²⁴ und auch 1948 gab er dort (in der Rolle des Orest in Sartres »Die Fliegen«) ein gefeiertes Gastspiel.

Nachdem er 1945 das Wiederaanlaufen des Berliner Theaterbetriebs verpasst hatte, weil ihn die Sowjetische Militäradministration unter bis heute nicht völlig geklärten Umständen für ein dreiviertel Jahr internierte, zog Gründgens 1947 in seine Geburtsstadt Düsseldorf, wo ihm das Amt des Generalintendanten der Städtischen Bühnen, das sämtliche Sparten, also Schauspiel, Oper, Operette und Ballett, umfasste, angetragen worden war. Am Beispiel Düsseldorfs, dessen Bühne Gründgens in den folgenden Jahren zu einer der führenden Spielstätten Westdeutschlands machte, lässt sich der Wandel in der westdeutschen Theaterstruktur gut ablesen. An die Stelle Berlins trat eine Handvoll annähernd gleichgewichtiger Theaterzentren, wobei mit dieser Dezentralisierung eine auffällige ästhetische und personelle Kontinuität einherging: Auch unter Schauspielern und Intendanten wurde mit »Persilscheinen« nicht gezeigt, sodass die NS-Vergangenheit schon nach wenigen Jahren kaum noch Spuren auf der Künstlerweste zurückgelassen hatte. Im April 1948 wurde Gründgens endgültig als »entlastet« eingestuft und stand damit dem Theaterbetrieb wieder voll zur Verfügung. Und das rechnete sich: Als Intendant des mit knapp 1600 Sitzplätzen größten bundesrepublikanischen Sprechtheaters war die Gage, die er in Hamburg für sich am Deutschen Schauspielhaus aushandelte, mit 30 000 DM auf den ersten Blick moderat, »hinzu kamen allerdings neben den Kosten der Dienstwohnung und einer Kfz-Pauschale noch zehn Prozent der Kasseneinnahmen bei eigenen Inszenierungen und, fünfmal monatlich garantiert, ein Spielgeld in Höhe von 1000 DM – im Geschäftsjahr 1959/60 etwa summierten sich diese Bezüge auf stattliche 262 139,48 DM.«²⁵

Und auch die öffentlichen Ehrungen blieben nicht aus. Ein Jahrzehnt zuvor noch der bedeutendste Theatermann des »Dritten Reiches«, wurde Gründgens zum prominentesten Repräsentanten des Theaters während der

21 Brief vom 19.9.1945, in: Hans Erich Nossack, Geben Sie bald wieder ein Lebenszeichen (wie Anm. 8), S. 122.

22 Ein Umstand, der 1987 den damaligen Intendanten des Hamburger Thalia-Theaters, Jürgen Flimm, dazu bewog, erfolgreich dagegen zu protestieren, dass ein Preis des Deutschen Bühnenvereins den Namen des ehemaligen Generalintendanten der Preußischen Staatstheater Berlin tragen sollte.

23 Zit. nach: Wolfgang Schivelbusch, Vor dem Vorhang (wie Anm. 1), S. 94.

24 Vgl. Michaela Giesing, Kräftefelder. Die Theaterszene, in: Himmel auf Zeit. Die Kultur der 1920er Jahre in Hamburg, hrsg. von Dirk Hempel und Friederike Weimar, Neumünster 2010, S. 37 – 62.

25 Thomas Blubacher, Gustaf Gründgens, Hamburg 2011, S. 114.



*Gustaf Gründgens und der Hamburger Kultursenator Hans Harder Biermann-Ratjen bei Gründgens' Amtseinführung 1955.
Quelle: Nachlass Rosemarie Clausen, Hamburger Theatersammlung.*

Adenauer-Ära. 1948 zum Präsidenten des Deutschen Bühnenvereins gewählt, zeichnete ihn Theodor Heuss 1953 als ersten Künstler der Bundesrepublik mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern aus. Zugleich blieb er bewunderter Star des Theaterpublikums, und, wenn er selbst auftrat, Garant für ausverkaufte Häuser – trotz erhöhter Eintrittspreise.

Bei Gründgens' offizieller Einführung (er trat sein Amt in Hamburg am 1. August 1955 an) stellte Senator Biermann-Ratjen den Mitgliedern des Ensembles die rhetorische Frage: »Bringe ich Ihnen nun einen neuen Chef, der einer bestimmten ›Richtung‹ verhaftet ist? Optieren wir damit für die ›Tradition‹ gegen die ›Moderne‹? Nichts wäre falscher! Wir optieren für die Kunst, für die Qualität, für das Ensemble! Für das Äußerste an Wahrheit, Echtheit und Intensität der Aussage, für die Beachtung der ewig sich gleichbleibenden künstlerischen Grundgesetze, also für etwas, in dem der Gegensatz von Tradition und Moderne sich aufhebt. [...] Ganz zweifellos habe ich die Kühnheit besessen, einen umfassend Gebildeten, einen Mann des Nachdenkens, kurz, einen ›Intellektuellen‹ an die Spitze des Deutschen Schauspielhauses zu berufen. Was für ein Frevel! Wie konnte ich dergleichen nur wagen in einem Volk wie dem unseren, das sich so inbrünstig im Gefühl tummelt, das Kunst mit Gefühl gleichsetzt und Tiefe mit Verworfenheit! Ich weiß, daß meine Ironie hier bitter klingt, aber ich darf, ich muß dies mit Schärfe formulieren, denn es ist der entscheidende Punkt, um den meine ganze kulturpolitische Arbeit sich dreht, das geistige Mandat, das ich dem mir anvertrauten Amt entnehme, daß nämlich nur Strenge, Klarheit, Kunstverstand und unerbittliche Selbstkritik imstande sind, echte Kunst zu erzeugen [...]«²⁶

Mochten diese Worte auch nicht unbedingt die vom Senator geforderte »unerbittliche Selbstkritik« bezeugen, so traf er mit seiner Personalpolitik zweifellos den kulturpolitischen Nerv der frühen Bundesrepublik: Am 21. April 1957, Ostersonntag, hatte am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg eine Inszenierung Premiere, die der Hafen- und Handelsstadt über Jahre hinweg zu Ruhm und Anerkennung in einem Bereich verhalf, der an Alster und Elbe traditionell eher ein Schattendasein führte, der Kultur im Allgemeinen, dem Theater im Besonderen. Gustaf Gründgens' Inszenierung des ersten Teils von Goethes »Faust« versetzte Theaterliebhaber in Euphorie und veranlasste Kritiker zu hymnischen Besprechungen. »Faust I« war in Hamburg ständig ausverkauft, wurde ein triumphaler Welterfolg und u. a. 1959 in Leningrad und Moskau, 1961 in New York und 1962 in Venedig aufgeführt. Unter Gründgens' Intendanz hatte das Schauspielhaus Anschluss an die führenden deutschen Bühnen gefunden.

Nach acht Jahren in Hamburg legte Gründgens, der selbst 28 Inszenierungen verantwortet und 15 Hauptrollen gespielt hatte, sein Amt am Ende

²⁶ Hans Harder Biermann-Ratjen, Amtseinführung von Gustaf Gründgens (1955), in: Kultur und Staat. Reden und Schriften aus den Jahren 1945 – 1959, Hamburg 1961, S. 176 – 182, hier S. 179 f..

der Spielzeit 1962/63 nieder. Mittlerweile waren Überdruß- und Verschleißerscheinungen beim »Chef«, wie er im Hause genannt wurde, unübersehbar, zumal ihm die Presse im Januar 1962 einen wachsenden Provinzialismus an Hamburgs Theatern vorhielt und dies (nicht zu Unrecht) Gründgens' konservativen Spielplänen anlastete, die die zeitgenössische Dramatik nicht genügend beachte.

Nicht nur an deutschen Theatern kündigte sich eine Zeitenwende an. In den ausgehenden sechziger und frühen siebziger Jahren vollzog sich in der bundesdeutschen Theaterszene neben einem Generations- zugleich ein Paradigmenwechsel. Gründgens' Credo, den Alltag von der Bühne fernhalten zu wollen, wurde nun als affirmatives, bürgerlich-repräsentatives Theater in Frage gestellt und überzeugte, angesichts einer zunehmend politisch motivierten Theaterarbeit, immer weniger Theaterleute. Für die meisten Regisseure, die sich selbst als Autoren der Inszenierung verstanden und sich nicht länger unbedingt dem Prinzip der Werktreue verpflichtet fühlten, hatte Gustaf Gründgens als Vorbild ausgedient.



*Gustaf Gründgens als Mephisto in Faust II, Deutsches Schauspielhaus in Hamburg, 1958.
Quelle: Nachlass Rosemarie Clausen, Hamburger Theater-sammlung.*

DAS NEW ORLEANS AN DER NEWA

Einleitende Bemerkungen von Christiane Reinecke und Christoph Strupp

In aktuellen politik- und sozialwissenschaftlichen Analysen zur Globalisierung bilden Städte ein bevorzugtes Untersuchungsfeld. Die umfassenden Verschiebungen, die mit der Globalisierung von Finanz- und Handels-, Informations- und Migrationsströmen einhergehen, lassen sich demnach besonders gut anhand der veränderten Stellung und Struktur von Städten untersuchen. Städte sind in dieser Perspektive ebenso Austragungsorte wie Akteure der Globalisierung: Sie sehen sich einer weltweiten Standortkonkurrenz und einem verstärkten Wettbewerb mit anderen Städten ausgesetzt, zugleich verändert sich ihr Einfluss mit dem Bedeutungsverlust des Nationalstaates und im Zuge einer grundlegenden Rekonfiguration sozialer Räume. Zudem hat die – primär soziologische – Forschung zu »Global Cities« und postfordistischen Städten den Blick auf die Anstrengungen der Städte gelenkt, unter den Bedingungen von Deindustrialisierung und Tertiärisierung ihre Wirtschaftskraft zu stärken. Sie hat die Privatisierung öffentlicher Leistungen und den Abbau sozialer Sicherungssysteme sowie die wachsende soziale und ethnische Polarisierung der Bewohnerschaft thematisiert.

Doch so interessant diese aktuelle Auseinandersetzung mit dem Globalen und Lokalen ist, so sehr fällt ihre Geschichtsvergessenheit ins Auge. Wie sich das Verhältnis von Stadt und Globalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelte, ist bisher nur oberflächlich untersucht worden. Der Erforschung der ersten Globalisierung im langen 19. Jahrhundert widmen sich inzwischen zahlreiche historische Studien, die auch die Rolle von Städten in imperialen und globalen Zusammenhängen in den Blick nehmen. Für die Historisierung von Globalisierungsdynamiken in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gilt das viel weniger.

Dabei werfen die aktuellen Auseinandersetzungen gerade für die zeithistorische Forschung produktive Fragen auf: Inwiefern etwa modifiziert ein historisierender Blick die gängigen Thesen zum Verhältnis von Stadt und Globalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts? In welcher Hinsicht veränderte sich seit den vierziger Jahren die Einbindung von Städten und städtischen Akteuren in transnationale Wirtschafts-, Wanderungs- und

Kommunikationsströme? Welche Elemente der Globalisierung wurden damit auf städtischer Ebene sichtbar und erfahrbar – und welche politischen, ökonomischen oder kulturellen Veränderungen lassen sich tatsächlich über die Einbettung in transnationale Zusammenhänge erklären?

Diese Fragen standen im Mittelpunkt eines Workshops, der am 16. und 17. November 2012 unter dem Titel »Das Globale lokal: Historische Perspektiven auf das Verhältnis von Stadt und Globalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts« an der FZH stattfand. In vier Panels zu städtischen Ökonomien, städtischer Imageproduktion, lokalen Musikszene im transnationalen Zusammenhang sowie Migration, Segregation und urbanem Wandel diskutierten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf der Grundlage aktueller Forschungsprojekte aus der Geschichtswissenschaft und ihren Nachbardisziplinen über unterschiedliche empirische und theoretische Ansätze für eine globalgeschichtlich ausgerichtete Stadtgeschichte. In den Fallbeispielen ging es bewusst nicht um New York, London oder Tokio, an denen sich die soziologische Debatte zu »Global Cities« maßgeblich orientiert, sondern um Großstädte mittlerer Größe und deren Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Dabei wurde deutlich, dass sich in Gesellschaft, Wirtschaft oder Kultur auf städtischer Ebene ein Spannungsverhältnis zwischen lokalen Traditionen und globalen Einflüssen beobachten lässt. Unterschiede in den wirtschaftlichen oder politischen Bedingungen vor Ort, in Akteurskonstellationen und Interessen brachten es mit sich, dass globale Entwicklungen lokal unterschiedlich adaptiert wurden. Das zeigt auch der Beitrag von Michel Abeßer, der auf dessen Vortrag bei dem Workshop beruht und diesen Prozessen für die Leningrader Jazz-Szene der fünfziger und sechziger Jahre nachgeht.

DAS NEW ORLEANS AN DER NEWA

Leningrad und die Sowjetisierung des Jazz in den fünfziger und sechziger Jahren

Am Ende des Jahres 1959 richtete die Parteileitung der Leningrader Konzertorganisation eine Untersuchungskommission ein, um die sogenannte »Alušta-Angelegenheit« aufzuklären.¹ Im Fokus stand die Rolle des Leiters der Abteilung für Musikensemble (OMA), Bičul, dem Misswirtschaft, Amtsmissbrauch und moralisches Fehlverhalten vorgeworfen wurden. Die Untersuchung förderte rasch zu Tage, dass er gegen Zahlungen die Repertoirelisten verschiedener Orchester nach eigenem Ermessen genehmigt, inoffizielle Geschäfte zwischen Orchestern und Restaurantbesitzern vermittelt und »sich verschiedenartig des schweren Alkoholmissbrauchs und des Fluchens in der Öffentlichkeit schuldig gemacht«² hatte. Bičul war es zuvor in seiner dreijährigen Amtszeit gelungen, durch flexibles Agieren zwischen den strikten Regulationen des staatlichen Unterhaltungsbetriebs und der musikalischen Schattenwirtschaft der Stadt eine solide Planerfüllung seiner Abteilung zu gewährleisten. Auslöser des Skandals war ein Artikel in der Tageszeitung »Leninskij Put'« des kleinen Kurorts Alušta im Süden der Krim zu dem dort gastierenden Leningrader Jazzorchester.³ Dessen Leiter Georgij Nisman hatte durch seinen alten Freund Bičul die offizielle Genehmigung bekommen, eigenständig Besetzung und Repertoire für ein Jazzorchester zusammenzustellen und für zwei Wochen in Alušta Urlaub zu machen und Geld zu verdienen. Im Gegenzug versorgte dieser Bičul und seine Familie mit einem der heiß begehrten Ferienplätze vor Ort.⁴ »Ich kenne das Programm noch nicht,« schrieb der Autor des Artikels »habe aber Respekt vor dem Wort ›Leningrad‹, wir sind stolz auf Leningrad, die schöne Stadt, Stadt der hohen Kultur, der hohen Qualität ihrer Produktion, der so korrekt gesprochenen Sprache ihrer Einwohner – an all das denke ich mit Trauer und Entrüstung, als ich den Kursaal betrete.«⁵ Der Autor kritisierte, dass die touristischen Besucher eigentlich zum entspannten Hören

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. »Protokoll des Parteibüros der Leningrader Abteilung der Allunionsgastspiel- und Konzertorganisation (LO VGKO)« vom 11.3.1960, Zentrales Staatsarchiv für Historisch-Politische Dokumente St. Petersburg (CGAIPD SPb), f. 771, op.6, d.14, l. 79–85.
- 2 »Schreiben der Musiker des Orchesters von Georgij Nisman an den Direktor der Leningrader Konzertorganisation Boščenko und der Sekretär des Parteibüros Minina« vom 6.2.1960, CGAIPD SPb, f. 771, op.6, d.14, l. 93–94.
- 3 M. Tarasjuk, Über das Jazzorchester im Kursaal, in: Leninskij Put vom 24.7.1959.
- 4 Auskunft der Untersuchungskommission des Parteibüros der LO VGKO (CGAIPD SPb), f.771, op.6, d.4, l.89–92.
- 5 Tarasjuk, Jazzorchester.

des Konzertes und nicht zum Tanzen gekommen seien, wie einige junge, schlecht gekleidete Jugendliche, die schließlich von einer Freiwilligenpatrouille der sowjetischen Jugendorganisation Komsomol abgeführt wurden. Hinsichtlich der Gruppe wurde das Spielen, aber noch viel deutlicher die Performance angegriffen: »Der Leningrader Jazz muss lernen, sich auf der Bühne zu benehmen. Ein nicht enden wollendes Strampeln der Beine des Bassisten oder das Herausstrecken der Zunge während irgendeinem wilden Lächeln des Schlagzeugers zeichnen wohl kaum ein wahres Orchester aus. Die Unverschämtheit der Musiker spürt das Publikum genau.«⁶ Der Zeitungsartikel mit seiner Jazzkritik und den explizit negativen Referenzen zum Mythos des kultivierten Leningrads erreichte bald die lokalen Parteiinstanzen von Alušta und schließlich die Parteispitze Leningrads. Diese wies umgehend die Leningrader Konzertorganisation an, die das Orchester formell zu verantworten hatte, zu reagieren und eine Untersuchung gegen Bičul einzuleiten.

Während hier die globale Musikform des Jazz mit der Wesenszuschreibung einer sozialistischen Stadt noch unvereinbar schienen und politische Relevanz entwickeln konnte, hatte sich bis 1966 etwas Grundlegendes geändert. In der offiziellen Leningrader Tageszeitung des Komsomol »Smena« zog Vladimir Fejertag, einer der Leningrader Organisatoren der Jazzszene, Bilanz über das zweite städtische Jazzfestival: »Unser Jazz«, so Fejertag, »ist in den letzten Jahren unermesslich gewachsen. Der Maßstab der Leningrader Konzerte und das Niveau des Könnens der aufgetretenen Gruppen stehen wohl kaum dem anderer internationaler Festivals nach.«⁷

Macht und Kultur – Moskau und St. Petersburg/Leningrad

Der beschriebene Skandal verweist zunächst auf die Frage nach offiziellen Zuschreibungen von Stadtidentitäten in der Sowjetunion. Er berührt aber insofern mit Leningrad einen besonderen Fall, als diese Stadt über dreihundert Jahre in einem dichotomen Verhältnis zu Moskau stand und bis heute steht. Im Weiteren soll Jazz als globale und im Staatssozialismus umstrittene Kulturform in den Kontext dieser Polarität gestellt und nach seinem Potential für den Ausdruck städtischer Identität in der Sowjetunion gefragt werden. Die Konkurrenz zwischen beiden »russischen Hauptstädten« ist eine Grundkonstante neuerer russischer Geschichte, auf die immer wieder elementare Fragen über politische Orientierung oder religiöse Ausrichtung des Landes projiziert wurden. Mit der Gründung von St. Petersburg 1703 durch Zar Peter den Großen als neue Hauptstadt des russischen Reiches war die alte Zarenhauptstadt Moskau marginalisiert worden, während gleichzeitig Russland zum aktiven Spieler der europäischen Politik und Kultur aufstieg.

Mit der russischen Revolution erfuhr das Verhältnis hinsichtlich politischer Macht eine Kehrtwende, als die Bolševiki die Hauptstadt 1918 von Petrograd nach Moskau verlegten. Erstere wurde als Symbol der Unterwerfung der kosmopolitischen Stadt unter die sowjetischen Herrschaftsbedingungen 1924 in »Leningrad« umbenannt.⁸ Die regelmäßige Rotation politischer Kader zwischen dem Zentrum und der Peripherie, aber auch politische Säuberungen (vornehmlich während des Stalinismus) gegen vermeintliche oder echte regionale Netzwerke schwächten städtische Eliten in Leningrad und anderen städtischen Zentren der Sowjetunion.⁹ Der stark zentralisierte Staat bündelte die politische Entscheidungsgewalt in Moskau. Darüber hinaus entfaltete die Zentralisierung wichtiger wirtschaftlicher, militärischer und kultureller Einrichtungen eine Sogwirkung auf die technischen, wissenschaftlichen und kulturellen Eliten der Regionen. In vielerlei Hinsicht waren sowjetische Stadtidentitäten stark reguliert und auf ein ausgewähltes Set an historischen Ereignissen und vermeintlich kulturell spezifischer Eigenschaften reduziert.¹⁰ Mit anhaltender Skepsis blickte der Kreml daher auf das zweite Zentrum des Landes, das als politisch unzuverlässig galt und zu kosmopolitisch denken würde.¹¹ Leningrad wurde nicht nur politisch marginalisiert. Anfang der zwanziger Jahre endete damit auch

6 Ebd.

7 Vladimir Fejertag, Es erklingt Jazz, in: *Smena* vom 15.5.1966.

8 Vgl. Cirstin Listing, Die Rivalinnen. 300 Jahre Streit zwischen Moskau und St. Petersburg um die kulturelle und politische Vorherrschaft, in: *Berliner Osteuropa Info* 20 (2003), S. 31–37, hier S. 33. Zur Rolle St. Petersburg/Leningrads für das sowjetische Projekt bis Ende der 1920er Jahre siehe auch: Katerina Clark, *St. Petersburg. Crucible of Cultural Revolution*, Cambridge, Mass. (u. a.) 1995.

9 Blair A. Ruble, The Leningrad Affair and the Provincialization of Leningrad, in: *Russian Review* 42(1983), S. 301–320. Benjamin Tromly, The Leningrad Affair and Soviet Patronage Politics, 1949–1950, in: *Europe-Asia Studies* 56 (2004), S. 707–729.

10 Prägnantes Beispiel ist der Titel der »Heldenstadt«, den die sowjetische Regierung an insgesamt 12 Städte vergab, die in den Kampfhandlungen während des Zweiten Weltkriegs von zentraler Bedeutung waren. Neben Leningrad, Odessa, Sevastopol und Stalingrad, die bereits am 1. Mai 1945 den Titel erhielten, folgten ab 1965 unter Brežnev im Zuge der Aufwertung des Krieges als sinnstiftendem Ereignis für die Sowjetunion weitere acht Städte.

11 Vgl. Listing, *Rivalinnen*, S. 33.

eine Phase, in der Leningrad, das alte St. Petersburg, neben Wien, Berlin und Paris eine kulturelle Vorreiterrolle unter den europäischen Metropolen der Jahrhundertwende als »Laboratorium der Moderne«¹² einnahm. Moskau wiederum wurde von nun an zum Hort des Fortschritts und der Befreiung umkodiert. In den durch Moskau formulierten offiziellen Identitätszuschreibungen galt Leningrad wiederum als »Wiege der Revolution«, »die Stadt Lenins« und später auch eine »Heldenstadt«, die der 900 Tage währenden deutschen Belagerung unter hohen Opfern widerstanden hatte.¹³

Im Kontext der politischen und wirtschaftlichen Asymmetrie zwischen beiden Städten blieb Leningrad über weite Strecken des 20. Jahrhunderts nur das Feld der Kultur als Kompensation, auf dem Selbstbehauptung und Konkurrenz gegenüber Moskau möglich waren. Dies zeigt sich einerseits in der inoffiziellen Sphäre, in dem der Leningrader Untergrund (»Andergrund«) ab den sechziger Jahren seine Kultur aus »Samizdat«¹⁴, Küchenkonzerten kritischer Liedermacher und Ausstellungen abstrakter Kunst als Alternative zum autoritären Moskauer Modell inszenierte und bis heute inszeniert.¹⁵ Andererseits zeigt die Dynamik des eingangs erwähnten Skandals, dass auch die lokale Parteiführung höchst sensibel mit dem offiziellen Bild des kultivierten Leningrads umging, für dessen Beschädigung Bičul als Sündenbock diente.

Jazz in der Sowjetunion – Sowjetischer Jazz?

Jazz, der 1960 noch unvereinbar mit diesem Narrativ erschien, wurde im Laufe der nächsten Dekade zum akzeptierten Bestandteil der städtischen Leningrader Kultur und des Selbstverständnisses seiner

Bewohner.¹⁶ Diese Entwicklung war Teil eines landesweiten Prozesses, in dem eine durch das politische Klima des Kalten Krieges als subversiv betrachtete globale Musikform durch Impulse von unten sowjetisiert und in die musikalische Kultur des späten Sozialismus integriert wurde.¹⁷ Ein zentraler (und denkbar unideologischer) Faktor dieser Entwicklung waren die finanziellen Gewinne, die Jazzbands den chronisch klammen Konzertorganisationen nach 1953 versprachen und die eine zunehmende »Verwestlichung der sowjetischen Unterhaltungsmusik«¹⁸ in den sechziger und siebziger Jahren begünstigten.¹⁹ Gleichzeitig formierte sich im Milieu der jungen technischen Intelligenzija eine Szene, die den Jazz als Kunstmusik mit der Improvisation als zentralem musikalischem Merkmal zu einem akzeptierten Teil der sowjetischen Kultur machte. Dabei knüpften diese auf lokaler Ebene verschiedene Koalitionen mit den Gewerkschaften, dem Komsomol und dem sowjetischen Komponistenverband. Für dieses Milieu versprach die Aneignung des globalen Idioms des Jazz eine Reihe alternativer Identifikationsangebote und Tätigkeitsfelder. Nicht nur die kommunistische Partei und die westlichen Beobachter der damaligen Zeit, sondern auch die heutige Erinnerungskultur und amerikanische Historiografie reduziert dies allzu häufig auf Nonkonformismus und politisch deviante Orientierungen.²⁰ Ähnlich wie in der Bundesrepublik Deutschland versprach improvisierter Jazz einen doppelten Distinktionsgewinn. Er erlaubte eine Abgrenzung zum einen gegenüber den stalinistisch sozialisierten Eltern und zum anderen, durch das Demonstrieren von »Geschmack«, gegenüber der wachsenden Zahl an Altersgenossen, die sich dem Rock als jugendlichem Massenphänomen zuwandten.²¹ Die kulturellen Praktiken dieses Milieus zeigen jedoch, wie eng grundlegende Vorstellungen von

12 Karl Schlögel, Petersburg. Laboratorium der Moderne, 1909 – 1921, München, Wien 2002.

13 Vgl. Jörg Ganzenmüller, Das belagerte Leningrad 1941 – 1944. Die Stadt in den Strategien von Angreifern und Verteidigern, Paderborn (u. a.) 2005.

14 »Samizdat« (russ. »sam« – selbst, »izdat'« – herausgeben) bezeichnet die Herstellung und Verbreitung von non-konformen und systemkritischen Texten in sozialistischen Staaten Osteuropas ab den fünfziger Jahren, mit der das strikte Zensursystem umgangen wurde. Neben der Verbreitung verbotener Literatur und Lyrik entwickelte sich Samizdat zum wichtigsten Sprachrohr der politischen Opposition in den siebziger und achtziger Jahren.

15 Zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der mystifizierten »zweiten Kultur«: Stanislav Savitsij, Andergrund. Istorija i mify Leningradskoi neoficial'noj literatury, Moskau 2002. Ann Komaromi, The Unofficial Field of Late Soviet Culture, in: Slavic Review 66, 2007, S. 605 – 629.

16 Vladimir Fejertag, Džaz ot Leningrad do Peterburga. Vremja i du'by, festival džaza, kto est' kto, St. Petersburg 1999. Georgij Vasjutočkin, Džazovyj Peterburg XX. vek, St. Petersburg 2001.

17 Frederick Starr, Red and Hot. The Fate of Jazz in the Soviet Union, Wien 1990 (orig. Ausg. New York 1983). Leo Feigin, Russian Jazz. New Identity, London 1985. Rüdiger Ritter, Der Kontrollwahn und die Kunst. Die Macht, das Ganelin-Trio und der Jazz, in: Osteuropa 11 / 2010, S. 223 – 234.

18 Ingo Grabowsky, Motor der Verwestlichung. Das sowjetische Estrada-Lied 1950 – 1975, in: Osteuropa 62 (2012), 4, S. 21 – 26.

19 Eine Reihe von kulturpolitischen Beschlüssen der fünfziger Jahre zielte auf die Reduzierung staatlicher Zuschüsse in den musikalischen Sektor und führte trotz ständiger Kritik an fehlenden sozialistischen Inhalten zu einer gewissen Kommerzialisierung des Bereichs der Unterhaltungsmusik.

20 Vgl. Starr, Red and Hot, S. 171 ff. Aleksej Kozlov: Džaz, Rok i mednyj trubny, Moskau 2005.

21 Mark Fabian Erdl / Armin Nassauer, Kippfigur. Zur Geschichte der deutschen Jazzrezeption und ihrer Mythen von Weimar bis heute, in: Georg Bollenbeck / Thomas Presti (Hrsg.), Traditionsanspruch und Traditionsbruch. Kulturelle Modern und Bildungsbürgerliche Semantik, Bd. II, Wiesbaden 2002, S. 185 – 227, hier S. 203.

Bildung, Performance und technischer Qualifikation mit denen des Sowjetsystems verwoben waren. Eine historische Erklärung dieser Entwicklung aber löst sich nicht vollständig in einer Perspektive auf die gesamte Sowjetunion auf, sondern muss den einzelnen städtischen Kontexten Rechnung tragen.

Jazz als Teil städtischer Identität

In Leningrad (wie in anderen sowjetischen Städten auch) wirkte die Integration des Jazz in die offizielle Kultur als Erneuerung und Erweiterung der städtischen Identität. Unter städtischer Identität wird im Folgenden eine »schichtenunspezifische Selbst- und Fremdwahrnehmung, die sich auf die Geschichte, Struktur, natürliche und architektonische Formen und politische Haltungen beziehen kann«²² verstanden. In der Sowjetunion vollzog sich die materielle Ausgestaltung der Stadt anders als in Westeuropa nach 1945 kaum durch kommunikatives Handeln zwischen Stadtoberebenen und Bürgern, sondern zentral von oben anhand des Musters der »sozialistischen Stadt«, die in Leningrad jedoch kaum im Stadtkern realisiert wurde.²³ In jeder Stadt existierten neben der Familie eine Reihe von Institutionen, deren Form und Funktionsweise zwar zentral hierarchisiert und auf soziale Kontrolle und Mobilisierung ausgerichtet waren, die aber auch als Orte der Kommunikation über städtische Kultur verstanden werden können.²⁴ Gerade in Bezug auf kulturelle Selbstwahrnehmung in Leningrad müssen die von den Gewerkschaften betriebenen Kulturhäuser und -paläste, Klubs und Jugendcafés des Komsomol oder Cafés wie das »Saigon« nicht nur als Orte sowjetischer Machtentfaltung untersucht werden, sondern



*Jam Session während einer Jazzdampferfahrt in den siebziger Jahren.
Quelle: Aleksej Koževnikov, St. Petersburg.*

auch als solche, in denen die Topoi städtischer Kultur verhandelt, erneuert und vermittelt wurden.²⁵ Die Erneuerung und Erweiterung der Leningrader Stadtidentität durch den Jazz ist hier zu verorten. Sie vollzog sich durch eine Reihe kultureller Praktiken, durch stilistische Abgrenzungen im Bereich der Musik und die Neuerfindung einer eigenen progressiven Jazztradition gegenüber Moskau.

Ein Teil der Petersburger Stadtidentität war die »Kul'turnost'« (Kultiviertheit), die Julia Obertreis als »Verhaltenskodex und Wissensimperativ zur Integration«²⁶ der ständig nachströmenden bäuerlichen Bevölkerung in die Stadt beschrieben hat. Kul'turnost' bezieht sich dabei auf ein Set an Regeln und Vorstellungen zu Hygiene, Verhalten, Kleidung, Kulturkonsum, Wohnungseinrichtung, Wortwahl und Literatur. Der Begriff hat seinen Ursprung in der bürgerlichen Petersburger Kultur der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts und nahm in der Folge maßgeblichen Einfluss auf die Zivilisierungskampagne der stalinistischen dreißiger Jahre. Trotz des nach 1917 marginalisierten Bürgertums überdauerten so bestimmte Formen bürgerlicher Wertvorstellungen und Freizeitformen die gravierenden politischen und sozialen Verwerfungen der ersten Jahrhunderthälfte.

22 Julia Obertreis, Die Leningrader Kultiviertheit (Kul'turnost') im 20. Jahrhundert, in: Thomas Bohn (Hrsg.), Von der »europäischen Stadt« zur »sozialistischen Stadt« und zurück? Urbane Transformationen im östlichen Europa des 20. Jahrhunderts, München 2009, S. 311 – 334, hier S. 312.

23 Zur »sozialistischen Stadt«: Thomas Bohn, »Sozialistische Stadt« versus »Europäische Stadt«. Urbanisierung und Ruralisierung im östlichen Europa, in: *Comparativ* 18 (2008) H. 2, S. 71 – 86.

24 Gabriela Christman, Städtische Identität als kommunikative Konstruktion. Theoretische Überlegungen und empirische Analysen am Beispiel von Dresdnerin: Institut für Höhere Studien (IHS), Wien, Reihe Soziologie, H. 57 (2003), S. 1 – 22, hier S. 12.

25 Elena Zdravomyslova, Leningrad's Saigon. A Space of Negative Freedom, in: *Russian Studies in History* 50 (2011) 2011, S. 19 – 43.

26 Obertreis, Kultiviertheit, S. 311.

Teil der Vorstellung von »Kul'turnost« war eine aktive Form von Selbstbildung und der Weitervermittlung von kulturellem Wissen und Techniken legitimen Kulturkonsums. Im Bereich der Musik sind deutliche Analogien zum sowjetischen hierarchischen Musikmodell mit »Estrada«, der Unterhaltungsmusik am unteren Ende und sowjetischen klassischen Komponisten an der Spitze sichtbar. Gemeint ist die auch dem westlichen bürgerlichen Musikverständnis ähnliche Grundannahme, dass der Hörer sich Musik erst aktiv erarbeiteten müsse, um sich in die Lage zu bringen, ihre volle Bedeutung verstehen zu können.²⁷

Die Kultivierung des Jazz

Ein Format, das dieses aktive und gebildete Hören fördern sollte, waren die sogenannten Vortragskonzerte (»Lekcionny Koncerty«), die seit Mitte der fünfziger Jahre wieder verstärkt durch den Komponistenverband und das kulturelle Netz der Gewerkschaften verwendet wurden, um Wissen über Folklore und klassische Musik zu verbreiten und ihre sozialen und ästhetischen Kontexte zu vermitteln. Die ersten legalen Konzerte mit improvisiertem Jazz in einem Leningrader Kulturhaus 1958 wurden daher als eine Vortragsreihe über die »wahre Geschichte des Jazz« angekündigt.²⁸ Jede der Veranstaltungen war durch den Vortrag einer der »Ėntuziasty« – so eine der Selbstbezeichnungen der Musiker und Organisatoren – strukturiert. Dieser nutzte Tonbandaufnahmen und die Live-Performance junger Amateurgruppen zur Unterstützung, deren Spiellänge häufig vom Rigorismus der anwesenden Partei- oder Kulturfunktionäre abhängig war.²⁹ Was zunächst als notwendiger Kompromiss mit dem Leiter

eines Kulturhauses erscheint, entwickelte sich bald zu einer häufig genutzten Form, mit der lokale Jazzklubs »echten Jazz« gegenüber der Bevölkerung propagierten.

Zwischen 1958, dem Gründungsjahr des ersten Klubs, und 1965, als der Komsomol das »Kvadrat« offiziell als städtischen Jazzklub anerkannte, wuchs die Gruppe von Lektoren, die in Fabriken, Kulturhäusern, wissenschaftlichen Instituten oder Komsomolgruppen Vorträge zum Thema und seiner gesellschaftlichen Relevanz hielt. Das deutliche gesellschaftliche Interesse an Informationen zu einem politisch immer noch kontroversen Thema konnte weder durch Zeitungen noch die schematische Arbeit der musikalischen Organisationen befriedigt werden.³⁰

Vor den Folgen der unentschlossenen ideologischen Haltung von Seiten der Partei warnte Zaven Vatarjan, Spitzenbürokrat für »leichte Musik« im Kulturministerium, in einem Schreiben 1962: »[...] unsere Kritik und wissenschaftliche Ästhetik [sollte sich] ernsthaft mit der Überarbeitung des Problems der Jazzmusik beschäftigen [...]. Die Tatsache, dass wir keine klare theoretische Position in dieser Frage besitzen, führt zu abenteuerlichen Bedingungen für die Entstehung aller Arten halblegaler Jazzklubs, von denen einige sogar über »hausgemachte« Theoretiker verfügen.«³¹

Das Sendungsbewusstsein jener Theoretiker in Leningrad findet sich pointiert in einem Vortrag von 1967 mit dem Titel »Kann man Jazz studieren?« – »Musikalische Bildung und hohe Kultur sind unabdingbare Attribute des modernen Jazz. Die Wechselbeziehungen zu anderen musikalischen Genres erfordern »Enzyklopädisten« – Menschen, die mit den modernen Strömungen in der Kunst vertraut sind.«³² Die Breite der von diesen Lektoren abgedeckten Themen erstreckte sich von afrikanischer Geschichte bis hin zu neuesten Entwicklungen in der Tonbandtechnik, womit diese Bildungsaktivitäten eine Lücke für die interessierte städtische Öffentlichkeit schlossen, die Staats- und Parteiorgane hinterließen. Nicht ohne Grund wurden viele dieser Vortragenden im Laufe der sechziger Jahre Mitglieder der Gesellschaft »Wissen« (»Znanie«), welche die sowjetische public education vertiefen sollte.³³ Festzuhalten bleibt aber ebenso, dass die Bemühungen dieser »Ėntuziasty« zur Aufklärung (»prosveščevnie«) grundsätzlich im sowjetischen ideologischen Rahmen von »Wahrheit – Nichtwahrheit« verhaftet blieben. Die propagandistischen Bemühungen des Regimes, den Jazz zu marginalisieren, betrachteten viele als »falsche Propaganda«, der

27 Vgl. Frank Hentschel, *Bürgerliche Ideologie und Musik. Politik der Musikgeschichtsschreibung in Deutschland 1776 – 1871*, Frankfurt am Main 2006.

28 Vgl. »Bericht über die Kulturarbeit des Kulturhauses Kirov für 1959«, Zentrales Archiv für Literatur und Kunst St. Petersburg, (CALI SPb), f. 274, op. 2, d. 343, l. 88 – 89.

29 Interview mit Fejertag am 30.10.2009, Interview mit Vasjutočkin am 27.11.2009.

30 Interview mit Aleksej Batašev vom 6.5.2009, Natan Lejtes vom 1.12.2009, Vasjutočkin.

31 Zaven Vatarjan, *Seinen eigenständigen Stil entwickelt*, in: *Sovetskaja Muzyka* 1962, 8, S. 20.

32 Thesen zum Vortrag »Kann man Jazz studieren?« vom 18.3.1967, Privatarchiv Natan Lejtes.

33 1947 wurde die »Allunionsgesellschaft für die Verbreitung politischen und wissenschaftlichen Wissens« gegründet, in der sich Wissenschaftler der Popularisierung und Verbreitung wissenschaftlicher Forschung und der Volksbildung widmeten.

34 Malte Rolf verweist auf die gegenseitige Bedingtheit von offiziellem Kanon und Gegenkanon, die aus den in den dreißiger Jahren etablierten und bis 1991 gültigen Standards von Handeln und Sprechen resultierten. Vgl. Malte Rolf, Kanon und Gegenkanon. Offizielle Kultur und ihre Inversion in der UdSSR, in: Osteuropa 60 (2010), 11, S. 173–190.

35 Seit den späten vierziger Jahren wurden in der Estnischen Sowjetrepublik regelmäßig Festivals in Tartu und Tallinn abgehalten. Erste Festivals in der Russischen Sowjetrepublik wurden unter Schirmherrschaft des Komponistenverbandes und des Komsomol in Moskau 1961 und Leningrad 1965 abgehalten.

36 »Bericht über die Reise des Amateurorchesters ›Gammdžaz‹ der Leningrader Fabrik ›Vibrator‹ nach Ungarn 1967«, Privatarchiv Lejtes. Vgl. auch <http://gamma-jazz.narod.ru/>, abgerufen am 14.1.2013.

37 Erstmals wurde diese Trennung zu Beginn der dreißiger Jahre etabliert, um die Integration des Jazz in die sowjetische Massenkultur der dreißiger Jahre möglich zu machen. Vgl. Starr, Red and Hot, S. 88–90.

sie »Gegenpropaganda« entgegenstellen mussten, um die »wahre Natur des Jazz« der breiten Bevölkerung zu enthüllen.³⁴ Eine affirmative Position gegenüber offizieller Kulturpolitik konnten Vertreter des Milieus auch bei der Frage des Tanzens beziehen, das parallel zu dieser Kultivierungsstrategie marginalisiert wurde. Die Fans von »Twist« und »Rock'n Roll« mit häufig anderem Bildungshintergrund wurden zunehmend als störend und bedrohlich wahrgenommen, nicht zuletzt, weil sich ungewollt zwischen »Èntuziasty« und Parteifunktionären ein wachsender Konsens über die Stereotype von »billiger kommerzieller« und »seelenloser, unkultivierter« Musik einstellte.

»Kak ètot delalos' v Leningrade« – Abgrenzungsstrategien zu Moskau

Mit zunehmender Institutionalisierung des Jazzmilieus in Moskau, Leningrad und anderen großen Städten der Union intensivierten sich zu Beginn der sechziger Jahre sowohl die bestehenden informellen Kontakte zwischen den Klubs und ihren Vertretern, als auch die musikalischen Begegnungen bei den meist vom Komsomol und Komponistenverband organisierten Jazzfestivals.³⁵ Gerade im Kontext solcher Ereignisse griff man immer wieder die Diskussionen darüber auf, was das »Besondere« des sowjetischen Jazz im Gegensatz zum amerikanischen sei, aber auch die Frage nach den Alleinstellungsmerkmalen des Leningrader Jazz und seiner Organisationskultur. Eine musikalische Richtung, die das Panorama der städtischen Leningrader Jazzkultur prägte, waren die sogenannten Dixielandgruppen. Zwischen 1958 und 1965 waren dutzende Amateurensembles dieser Spielart entstanden, von



»Leningradskij Diksilend« spielt bei der Eröffnung des Jazzfestivals von Tallinn 1967.
Quelle: Sputnik. Rußland im Spiegel seiner Presse, April 1968.

denen einige den Schritt in die professionelle Sphäre schafften, an sowjetischen Festivals teilnahmen und schließlich sogar Aufnahme in die städtische Konzertorganisation fanden. Gruppen wie die »Neva Džazband« oder »Gammadžaz« durften als erste Leningrader Gruppen an Festivals in anderen Ländern des sowjetischen Blocks teilnehmen und wurden ab Ende der sechziger Jahre auf finanziell einträgliche Tourneen in die DDR und die VR Polen geschickt.³⁶ Innerhalb des Milieus, das sich nach musikalischen Präferenzen zunehmend in Traditionalisten und Progressive unterteilen ließ, war diese Strömung vor dem Hintergrund der Frage, was das musikalische Image der Stadt ausmache, durchaus umstritten.

Als Gegengewicht zum Bild vom Jazz als progressiver, aus Sicht vieler Kulturfunktionäre entrückter Kunstmusik, versprach diese Facette des Leningrader Jazz Zugänglichkeit für breitere Schichten der Bevölkerung mit dem vermeintlich »Authentischen« des Jazz zu verbinden. Gleichzeitig aber unterwarf sich dieses Narrativ dem ideologischen Grundkonsens, der die Integration des Jazz in die sowjetische Kultur erst möglich machte – die scharfe Trennung zwischen dem folkloristischen und »authentischen« Jazz der unterdrückten schwarzen Bevölkerung auf der einen Seite und kommerziellem, dekadentem Jazz auf der anderen.³⁷ »Besondere Popularität«, so

38 Vladimir Fejertag, Es erklingt Jazz, in: Smena vom 15.5.1966.

39 Efim Barban, Leningrad, in: Aleksandr Medvedev/Ol'ga Medvedeva (Hg.), Sovetskij Dzhaz. Problemy, Sobytija, Mastera. Moskau 1987, S. 453 – 462, hier S. 455.

40 So zogen 1967 der Trompeter Konstantin Nosov und der Saxophonist Genadij Gol'stejn nach Moskau.

41 Ebd. S. 453.

42 Zu Dunaevskij und seiner Rolle in der Massenkultur der dreißiger Jahre: Matthias Stadelmann, Isaak Dunaevskij, Sänger des Volkes. Eine Karriere unter Stalin. Köln 2003.

43 Vgl. Barban, Leningrad, S. 453.

44 So etwa in den Memoiren des Bassisten des Benny Goodman Orchesters Bill Crow »From Russia without Love« [http://www.billcrowbass.com/billcrowbass.com/To_Russia_Without_Love.html, abgerufen am 14.1.2013]. Jurij Vicharev, Est' čto vspomnit'... Istorija žizni odnogo sovetskogo džazmena, St. Petersburg 2004, S. 125 – 132.

45 Barban, Leningrad, S. 454. Zur Tournee Ellingtons im Kontext des Kalten Krieges: Harvey G. Cohen, Visions of Freedom. Duke Ellington in the Soviet Union, in: Popular Music 30 (2011), S. 297 – 313.

46 Vgl. »Bericht über die Arbeit des städtischen Jazzklubs des Leningrader Stadtkomitees des Komsomol für die Periode vom 1.10.1966 bis zum 1.7.1967«, S. 1 – 10, hier S. 1, Privatarchiv Natan Lejtes.

eine Analyse des zweiten städtischen Jazzfestivals 1966, »genießt der traditionelle Jazz in unserer Stadt [...] weil dieser Stil, der zu Beginn der Entwicklung der Jazzmusik ausreifte, mit einfachem musikalischem Material operiert, das in sehr zugänglicher, für den Zuhörer leicht erkennbaren Form vorliegt.«³⁸

Zwar gebe der Dixieland »weniger Möglichkeiten für schöpferische Offenbarungen als moderner Jazz«, dafür aber sei es »leicht, mit Kraft der künstlerischen Vollkommenheit, mit der Dixieland gespielt wird, die Treue für seine stilistischen Besonderheiten zu bekunden und die Reinheit der Tradition zu bewahren. Die grundlegenden Merkmale seines Stils sind die kollektive Improvisation und das ›Feuer‹ seiner Interpretation, die ununterbrochen mit dem persönlichen Enthusiasmus der Musiker verbunden ist.« Ein detaillierter Sammelband zum »Sovetskij Džaz«, der Mitte der achtziger Jahre erschien, unterstrich die Kanonisierung dieser Eigenheit als Alleinstellungsmerkmal Leningrads innerhalb der sowjetischen und nach 1991 russischen Kultur – »Leningrad«, so lesen wir hier, »war immer die Zitadelle des traditionellen Jazz.«³⁹

Parallel zur Kultivierung jener traditionellen Elemente, die darauf zielten, die Eigenständigkeit der Leningrader Kultur zu betonen, wurden progressive Elemente in das Narrativ der städtischen Kultur integriert, mit denen Ebenbürtigkeit oder auch eine Vorreiterrolle gegenüber der numerisch deutlich größeren Moskauer Jazzkultur belegt werden sollten. Die dichtere kulturelle Infrastruktur in Moskau und die damit verbundenen besseren Beschäftigungsmöglichkeiten für Musiker in den sechziger Jahren entfaltete auch im Jazz eine Sogwirkung auf Leningrad.⁴⁰ Im selben Zeitraum vollzog sich hier ein Prozess, den man mit »Neuerfindung einer progressiven Jazzgeschichte der Stadt« beschreiben kann. »Leningrad«, so der bereits

erwähnte Sammelband aus den achtziger Jahren, »ist eine Stadt mit einer weit zurückreichenden und ruhmreichen Jazztradition. Hier wurde die professionelle Kunst des sowjetischen Jazz geboren, entstanden die ersten Jazzorchester.«⁴¹ Mit Stolz wurde darauf verwiesen, dass sowohl der Sänger und Orchesterleiter Leonid Utesov als auch der wichtigste Komponist für sowjetische Unterhaltungsmusik Isaak Dunaevskij ihre Karrieren in Leningrad begonnen hatten, bevor sie in den dreißiger Jahren die stalinistische Unterhaltungskultur definierten.⁴²

Diese innerhalb des Milieus, aber auch in sowjetischen Zeitschriften artikulierte Vorreiterrolle gegenüber Moskau ließ durchaus politische Untertöne zu – etwa dann, wenn den durch die repressive Moskauer Politik verursachten Brüchen in der Stadtgeschichte die kulturelle Kontinuität einer kontroversen Musikform entgegengestellt wurde. »Praktisch hörte der Jazz nie auf in Leningrad zu klingen.«⁴³ Dieser Anspruch auf eine Vorreiterrolle beschränkte sich nicht auf die innersowjetische Entwicklung der Musik. Schon im Zuge der Benny Goodman Tournee 1962 hatte der Jazzklub der Universität eine nächtliche illegale Jamsession organisiert, bei denen sich die Leningrader »Džazisty«, so ein Neologismus der fünfziger Jahre, mit Goodmans Musikern auf Augenhöhe begegneten. Die in den Erinnerungen der russischen, aber auch amerikanischen Zeitzeugen stark mystifizierte Session wird bis in die Gegenwart als Beleg für den im Vergleich zu Moskau kulturell offeneren Charakter der Stadt herangezogen.⁴⁴ Auch der Besuch des Orchesters von Duke Ellington 1971, einer Jamsession mit den Musikern im Jugendcafé »Belye Noči« und der offizielle Empfang Ellingtons im Haus für Freundschaft und Frieden blieb »für die Leningrader Jazzer über Jahre eine Quelle der Inspiration.«⁴⁵

Doch nicht nur musikalisch, sondern auch in organisatorischer Hinsicht beanspruchte die Stadt eine Vorreiterrolle. Natan Leites, einer der Gründer des städtischen Jazzklubs »Kvadrat«, der als erster seiner Art seit 1958 Erfahrungen im unsicheren Feld der Kulturpolitik von unten gesammelt hatte, bilanzierte im Jahresbericht von 1967 an den Komsomol nicht ohne Stolz, dass die offizielle Satzung des Klubs inzwischen als Muster für vierzig weitere Klubs in Städten der Sowjetunion Verwendung fand.⁴⁶ Zahllose Anfragen und Dankschreiben aus verschiedenen Städten der Union belegen, dass nicht nur lokale »Ėntuziasty« die Leningrader Jazzvertreter um Rat bei organisatorischen und fachlichen Fragen baten, sondern deren

Kooperation mit lokalen Instanzen auch Partei- und Komsomolfunktionären als mustergültig erschien.⁴⁷ Aus Sicht des städtischen Komsomol und der Gewerkschaften gewährleisteten die Jazzklubs und ihre Aktivitäten in den sechziger und siebziger Jahren, dass zumindest ein Teil der Leningrader Jugend seine Freizeit nicht zu Hause oder in den städtischen Hinterhöfen, sondern in staatlichen Einrichtungen auf »kultivierte« Art und Weise verbrachte.



Jam Session während einer Jazzdampferfahrt in den siebziger Jahren. Auf dem Boden am Banjo Boris Eršov, Mitglied der Gruppe »Leningradskij Diksilend«. Quelle: Aleksej Koževnikov, St. Petersburg.

Bis 1968 galt auch innerhalb der Führungsstrukturen des Komsomol die Suche nach neuen, innovativen Formen der Freizeitgestaltung als erstrebenswert. 1967 wurde in Absprache mit dem Stadtkomitee schließlich eine Instanz geschaffen, durch die sich das traditionalistische Image des Leningrader Jazz mit dem Bild der Vorreiterrolle gegenüber Moskau verbinden ließ. Für jeweils zwei Wochen im Sommer stellte der Komsomol nun den Musikern und Organisatoren ein Dampfschiff zur Verfügung, auf denen Jamsessions abgehalten wurden, während sie über die Newa und das weit verzweigte Kanalnetz der Stadt fuhren.⁴⁸ Die Organisatoren und Lektoren Vladimir Fejertag und Nathan Lejtes sowie eine Gruppe städtischer Komsomolvertreter exportierten das Modell der Jazzdampfschifffahrten (»Džazovy parochody«) zu Beginn der siebziger Jahre nach Riga und Archangel'sk. Diese im öffentlichen Raum der Stadt präsente und wahrnehmbare Form der Inszenierung überdauerte als Baustein städtischer Identität des modernen St. Petersburg bis heute.

Zusammenfassung

Im Jahre 2008 widmete der staatliche Fernsehkanal »Kul'tura« dem ersten sowjetischen Jazzklub »D-58« in Leningrad eine Sendung zum 50-jährigen Bestehen. »St. Petersburg«, so der Erzähler im Fazit der dreißigminütigen Reportage, »hat schon immer westliche kulturelle Traditionen aufgenommen, in Architektur, Literatur, Kunst und eben auch in der Musik.«⁴⁹ Dieser offene Charakter habe »die kommunistische Diktatur überdauert«, was sich nirgends deutlicher zeige als in der Jazzgeschichte der Stadt, dem »New Orleans an der Newa«.

Anders als diese behauptete Kontinuität lässt sich bei genauerem Beobachten feststellen, wie die Aneignung und Transformation des globalen Idioms des Jazz in Leningrad nach 1953 einerseits den widersprüchlichen politischen und gesellschaftlichen Veränderungen des sowjetischen Staates unterlag und dies andererseits aber auch durch den Filter eines spezifischen urbanen Selbstverständnisses – den der »Kul'turnost'« beeinflusst war. Dem entsprach der Fokus auf Bildung, Aufklärung und kultivierten Konsum von Jazz. Gleichzeitig verhinderten der Fokus auf die traditionelle

47 Bspw. »Anfrage des Leiters des Stadtkomitees des Komsomol der Stadt Mončegorsk (Murmansk) an Natan Lejtes« vom 3.7.1967, Privatarchiv Natan Lejtes, Im »Jahresbericht des Klubs von 1967« wird auf Unterstützung der Klubs in Char'kov, Sverdlovsk und Baku hingewiesen.

48 Interview mit Natan Lejtes vom 1.12.2009.

49 Sendung »Leningradskij Diksilend«, Kanal 5 vom 27.12.2008, <http://www.5-tv.ru/programs/broadcast/503007/>, abgerufen am 14.1.2013.

Linie des Jazzpanoramas in Form des Dixielands, aber auch hör- und sichtbare Veranstaltungen wie die Festivals oder die Jazzdampfschifffahrten die Verwandlung in ein marginales Elitenphänomen.

Während Georgij Nismans Jazzband 1959 mit dem Label »Leningrad« noch als Anachronismus gelesen werden konnte, passte nur acht Jahre später die Dixilandgruppe »Gammadžaz« in die offizielle Repräsentation der Stadt in der Sowjetunion und im sozialistischen Ausland. Es war die Inszenierung als schichtenübergreifende Musik, die den Jazz als Teil der Stadtidentität auch unter sozialistischen Rahmenbedingungen attraktiv machte und mehr Menschen erreichte als beispielsweise der Mythos der autonomen Untergrundkultur. Ansatzpunkt für die Verknüpfung des Jazz mit dem Mythos von St. Petersburg als kultureller Hauptstadt Russlands boten auch institutionelle Kontinuitäten der sowjetischen Zeit, wie die 1989 geschaffene »Jazzphilharmonie«, die, inzwischen mit einem kleinen Museum zur städtischen Jazzgeschichte ausgestattet, bis heute zentraler Ort der örtlichen Jazzkultur und ihrer Inszenierung ist.⁵⁰ Diese Inszenierung als sowjetisches New Orleans durch Dixieland und Dampfschifffahrten war und ist nicht zuletzt ein Spiel mit dem Mythos einer kosmopolitischen Hafenstadt, die Leningrad spätestens seit Ende der zwanziger Jahre nicht mehr war. Durch den Jazz wurde Kultur als verbliebenes Feld der Konkurrenz zu und Emanzipation von Moskau in den sechziger Jahren erweitert und in gewisser Weise modernisiert. Die Beschäftigung mit dem Jazz erschloss einer neuen Generation von Leningrädern eine auf Moskau bezogene, aber dennoch zu Moskau alternative städtische Identität, die bis in die postsowjetische Gegenwart relevant bleibt, in der sich zwar das politische System, nicht aber die politische Dominanz Moskaus geändert hat.

⁵⁰ <http://www.jazz-hall.ru/>,
abgerufen am 30.1.2013.

**ДЖАЗОВЫЙ
ПАРОХОД**

КВАДРАТ
ДЖАЗ-КЛУБ

Начало концертов в среду, четверг, пятницу и субботу в 19-00,
в воскресенье в 18-00. Пристань «Зимняя Канавка» (у Эрмитажа)
Билеты в театральных кассах города. Тел. 380-80-50, 681-80-99.

www.jckvadrat.ru

ПАЛАО
УЛ. ПЕРШИНСКАЯ, 10

DIXIE

Werbeplakat für die Jazzdampferfahrt in den 2010er Jahren.
Quelle: Aleksej Koževnikov, St. Petersburg.

ULRIKE KLÖPPEL

■ ÜBER DIE ALLMÄHLICHE
VERFERTIGUNG
DER GEDANKEN...

ANMERKUNGEN

- 1 Alexander Kraus, Birte Kohtz, *Geschichte als Passion. Über das Entdecken und Erzählen der Vergangenheit. Zehn Gespräche*, Frankfurt am Main 2011.
- 2 Alexander Kraus, Birte Kohtz, *Geschichte als Passion*, S. 16.
- 3 Tagungsbericht »Geschichte wird gemacht. Von der Quelle zum Text« – Doktorand/innenworkshop. 21.09.2012, Hamburg, in: *H-Soz-u-Kult*, 22.12.2012, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4556>
- 4 Hayden White, *Metahistory. The Historical Imagination in nineteenth Century Europe*, Baltimore u. a. 1973. Hayden White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt am Main 1991. White fokussiert seine Analyse zwar auf das 19. Jahrhundert, aber sein Ansatz lässt sich auch auf aktuelle Geschichtswerke übertragen.
- 5 Tim B. Müller, »Arbeiter und Dichter«. Über professionelle, ästhetische und ethische Motive moderner Historiker, in: Martin Baumeister, Moritz Föllmer, Philipp Müller (Hg.), *Die Kunst der Geschichte. Historiographie, Ästhetik, Erzählung*, Göttingen 2009, S. 29 – 51, hier S. 29.

WORKSHOP FÜR PROMOVIERENDE
DER GEISTESWISSENSCHAFTEN

GESCHICHTE WIRD GEMACHT
VON DER QUELLE ZUM TEXT

21.09
2012

PROGRAMM UND ANMELDUNG UNTER:
WWW.ZEITGESCHICHTE-HAMBURG.DE

VERANSTALTUNGSORT:
FORSCHUNGSTELLE FÜR ZEITGESCHICHTE IN HAMBURG
BEIM SCHLUMP 83, 20144 HAMBURG

FZH Forschungsinstitut für Zeitgeschichte in Hamburg

Plakat: Francesco Qualizza.

WORKSHOP »GESCHICHTE WIRD GEMACHT – VON DER QUELLE ZUM TEXT«

Einleitende Bemerkungen von

Lina Nikou, Janine Schemmer, David Templin

Im Mittelpunkt des interdisziplinären Doktorandenworkshops stand die Reflexion des wissenschaftlichen Schreibprozesses. Die Idee zu dieser Veranstaltung ging auf das Buch »Geschichte als Passion. Über das Entdecken und Erzählen der Vergangenheit« zurück, das von Alexander Kraus und Birte Kohtz herausgegeben wurde. In dem Interviewband berichten zehn Historikerinnen und Historiker über ihre Arbeitsweisen und Schreibpraktiken, was uns zum Nachdenken über unsere Arbeitspraxis anregte.¹

Wie schreibt man Geschichte? Was beeinflusst das Schreiben? Wie entsteht aus einer Menge diverser Quellen eine Argumentation, eine Geschichte, die am Ende vorgibt logisch zu sein? Wie kann man eine Auswahl treffen und diese sowie analytische Schlussfolgerungen dann in Textform bringen? Wie wahrt man gleichzeitig die Distanz zum eigenen Text? Welche Prozesse macht man sichtbar, welche nicht? Und hätte man am Ende nicht eine ganz andere Geschichte erzählen können? Mit den Worten von Alexander Kraus und Birte Kohtz gefragt: »Wie also kommt der Historiker zu seinen Themen? Wie entwickelt er aus diesen ein in sich geschlossenes Buch?«² Mit diesen und weiteren Aspekten beschäftigte sich der Doktorandenworkshop, der am 21. September 2012 an der Forschungsstelle stattfand.³

Die Frage nach der »Entstehung« von Geschichte ist nicht neu, denn besonders die sprachliche Ebene wird seit der »Writing Culture«-Debatte sowie dem »linguistic turn« der achtziger Jahre kontrovers diskutiert. Allerdings ist in der deutschen Geschichtswissenschaft diese Perspektive eher zögerlich aufgenommen worden. So wurde Hayden Whites grundlegendes Werk »Metahistory« erst 1991 und damit fast zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen ins Deutsche übersetzt.⁴ Der Historiker Tim Müller bemerkte ernüchtert, dass »Metahistory« nur bei wenigen »produktives Kopfzerbrechen« ausgelöst habe, »während die Mehrzahl [der Historiker] hierzulande einer ernsthaften Auseinandersetzung mit White aus dem Weg ging[e].«⁵ Ganz im Gegenteil führten Diskussionen über das Schreiben und

das Verfassen von Forschungsergebnissen vielmehr zu Verunsicherungen, wie Hans-Jürgen Goertz schon im Titel seines Buches »Unsichere Geschichte« feststellt.⁶

In unserem Workshop haben wir uns sowohl mit der Sprache der Quellen als auch mit unserer eigenen Sprache beschäftigt. Wir sind der Frage nachgegangen, wie unser Schreiben und die Themen, die wir bearbeiten, sich wechselseitig beeinflussen. Unsere Arbeitspraxis sowie die daraus entstehenden Produkte standen zur Diskussion. In drei Panels wurden Fragen zum Arbeitsprozess sowie zu Form und Stil wissenschaftlicher Texte diskutiert, wobei am Ende Kapitel aus Doktorarbeiten analysiert wurden, die sich in unterschiedlichen Stadien der Fertigstellung befanden.⁷ Mit Ulrike Klöppel war eine Referentin zu Gast, die auch in »Geschichte als Passion« zu Wort kam. In ihrem nachfolgend abgedruckten Vortrag beschäftigt sie sich als Historikerin und Psychologin mit den Herausforderungen des Schreibprozesses.

6 Hans-Jürgen Goertz: *Unsichere Geschichte*, Stuttgart 2001.

7 Das Programm des Workshops ist auf Seite 137 abgedruckt.

8 Manuskript eines Vortrags beim Doktorandenworkshop »Geschichte zum Text« an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg am 21. 9.2012. Auf Wunsch der Autorin ist in diesem Text die Schreibweise »_innen« nicht redigiert worden.

9 Heinrich von Kleist, *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden*, in: *Nord und Süd* 4 (1878), S. 3–7, hier S. 3. Der Text wurde postum veröffentlicht. Ein Scan des Originaltextes steht als pdf zur Verfügung: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/18/Ueber_die_allm%C3%A4hliche_Verfertigung_der_Gedanken_beim_Reden.pdf

ÜBER DIE ALLMÄHLICHE VERFERTIGUNG DER GEDANKEN ...⁸

»Und siehe da, wenn ich mit meiner Schwester davon rede, welche hinter mir sitzt, und arbeitet, so erfahre ich, was ich durch ein vielleicht stundenlanges Brüten nicht herausgebracht haben würde.«⁹

In seinem Aufsatz »Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden« untersuchte Kleist den produktiven Moment des Denkens. Damit dekonstruierte er das Bild des genialen, autonomen Denkers und setzte an seine Stelle einen interaktiven und prekären Prozess. Meiner Ansicht nach lassen sich Kleists Überlegungen sehr gut auf den Prozess des Schreibens und die Formulierung von Gedanken – hier im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit – übertragen. Mir geht es also im Folgenden um das Schreiben als Verfertigung von Gedanken. Zwei der Momente, die Kleist herausarbeitet, nämlich Interaktivität und Prekarität, möchte ich im Folgenden einkreisen, und zwar einerseits als Verhältnis des eigenen Schreibens zum Diskurs und andererseits als Verhältnis zu Störungen bzw. nicht kontrollierbaren Ereignissen. Ich beginne mit letzterem Punkt, für den die Schreibblockade das treffende Symptom ist.

Die Schreibblockade lässt sich wunderbar psychologisieren und individualisieren, sie lässt sich aber auch als notwendige Auszeit begreifen: Die damit verbundene Pause ist womöglich kein Gegensatz zum Schreiben, sondern ein notwendiges Zurücktreten, das Distanz schafft, aus der sich die Gedanken sortieren und mit größerer Klarheit fassen lassen. Kleist umschrieb mit dem »stundenlangen Brüten« als Ausgangsproblem des Denkens einen ähnlich krisenhaften Zustand wie den der Schreibblockade. Seine klare Empfehlung lautete, mit einem anderen Menschen über das Problem zu sprechen, wobei er behauptete, dass sich dabei Ideen entwickeln und zu einem klaren Gedanken formulieren lassen würden. Seine Anleitung dazu sieht Folgendes vor: »Aber weil ich doch irgendeine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fern her in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist damit den Anfang mache,

das Gemüth, während die Rede fortschreitet, in der Nothwendigkeit, dem Anfang nun auch – ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus, dergestalt, daß die Erkenntnis zu meinem Erstaunen, mit der Periode fertig ist.«¹⁰ Zuerst gilt es, auf's Geratewohl einen Anfang zu wagen – Kleist bezeichnet diesen Wagemut sogar als »Dreistigkeit«. Zwar kommt es, nachdem die einleitenden Worte gesprochen sind, womöglich zu einer Stockung des Gedankens. Doch ist die entstehende Pause eine Kunstpause, und alles andere als ein Versagen: »Ich mische unartikulierte Töne ein, ziehe die Verbindungswörter in die Länge, gebrauche auch wol eine Apposition, wo sie nicht nöthig wäre, und bediene mich anderer, die Rede ausdehnender Kunstgriffe, zur Fabrikation meiner Idee auf der Werkstätte der Vernunft, die gehörige Zeit zu gewinnen.«¹¹ Im Gegenteil, insistierte Kleist, bewirken die Stockungen und die Verlangsamung des Redeflusses eine höchst produktive »Erregung«, und zwar auch deshalb, weil sie das Gegenüber zu Reaktionen – ungeduldigen oder ermunternden Gesten – provozieren: »Dabei ist mir nichts heilsamer, als eine Bewegung meiner Schwester, als ob sie mich unterbrechen wollte; denn mein ohnehin schon angestregtes Gemüth wird durch diesen Versuch von außen, ihm die Rede, in deren Besitz es sich befindet, zu entreißen, nur noch mehr erregt und in seiner Fähigkeit, wie ein großer General, wenn die Umstände drängen, noch um einen Grad höher gespannt.«¹² Kleists Ausführungen zu dieser Phase erinnern an das Kräftesammeln vor einem Sprung. Der Sprung selbst, mit dem schließlich ein Gedanke freigesetzt wird, vollzieht sich nach Kleist in großer Geschwindigkeit, spontan und intuitiv.

Die Momente, die Kleist benennt, scheinen mir allesamt auf eine Übung im richtigen Maß an Offenheit – für Ereignis und Prozess, für Intuition und für

Interaktion – hinauszulaufen. Für das Schreiben als produktiver Prozess könnte das Folgendes bedeuten:

Schreiben bedeutet nicht die Darstellung fertiger Gedanken, sondern ist ein – womöglich holpriger – Prozess, in dem sich Gedanken entwickeln. Dieser Prozess braucht Zeit, unter Umständen mehr, als einem lieb ist. Verlangsamungen und intervenierende Ereignisse sind nicht als Sackgasse, sondern als notwendiger Weg anzuerkennen. Das ist in meinen Augen das heilsamste Mittel gegen Schreibkrisen.

Schreiben ist eine Übung des Bezugs-zu-sich-selbst, die höchst affektiv und körperlich zugleich ist: Es bedarf des Muts zur Offenbarung und möglichen Blöße, was mit Gefühlen der Scham (Scham, den wissenschaftlichen Ansprüchen bzw. den möglichen Leser_innen nicht gerecht zu werden) und Versagensängsten verbunden sein kann, die die Artikulation von »neuen« Gesichtspunkten begleiten. Schreiben bedeutet das Selbstbewusstsein, sich Raum zu nehmen, seiner Intuition zu vertrauen. Dafür ist auch ein bestimmtes Maß an Vergessen notwendig, eine Distanzierung von den Erwartungen anderer, ein Abstrahieren von den Details (z. B. der tausenderlei Quellenfunde) und ein Abstand zur Sekundärliteratur.

Schreiben, so einsam man sich dabei fühlen kann, bedeutet, in Interaktion mit von mir nicht kontrollierbaren Anderen zu treten. Das Gegenüber, das Kleist in seinem Aufsatz beschreibt, ist dabei keineswegs reine Projektionsfläche meiner selbst, sondern steht für andere Erfahrungen und Denkmöglichkeiten, d. h., die Person reagiert womöglich anders, als ich es erwarte, signalisiert Verständnis und Zustimmung oder Ablehnung, interveniert unter Umständen, kurzum: Das Gegenüber, dem ich mein Problem erkläre, steht für Alterität und nicht gehante Möglichkeiten. Diese können mich ggf. auch dazu bringen, den anfangs eingeschlagenen Weg zu verlassen. Wenn man sich in diese Interaktion wagt, kann man sich anhand der Reaktionen in seinen Gedanken mittels Affirmation oder Abgrenzung und Modifikation weiterhangeln.

Die Wahl des Gegenübers ist sicherlich für einen solchen Prozess ausschlaggebend, denn je nachdem, ob es sich um eine Freundin, die Diskussionsgruppe, das Kolloquium oder ein Vortragspublikum handelt, können die Reaktionen ermutigend wirken oder aber zu einer Verunsicherung führen, die unter Umständen nicht mehr produktiv ist. Gleichzeitig kann es wichtig sein, sich vor und in Interaktion mit verschiedenartigem Publikum

10 Ebd., S. 3 – 4.

11 Ebd., S. 4.

12 Ebd.

zu erproben, um ein Gefühl dafür zu bekommen, für wen bzw. welche Art der Leser_innenschaft ich eigentlich schreiben will. Nur für wissenschaftliche oder auch für andere Kreise? In welchen Disziplinen? Interdisziplinäre Kontexte als Gegenüber zu wählen, erfordert ein weitaus komplexeres Mitdenken der jeweiligen disziplinären Erwartungen, die womöglich nicht dem entsprechen, was einen selbst an seinem Thema interessiert. Letztlich läuft alles auf die Frage hinaus: In welchem Diskurs bzw. Plural: in welchen Diskursen möchte ich mich verorten?

Damit bin ich bei meinem zweiten Punkt angelangt: das Verhältnis des Schreibprozesses zum Diskurs, d. h. der Diskurs, mit dem und in den ich mich einschreibe, und an dessen Rändern ich zugleich schreibe. Der Diskurs lässt sich mit Michel Foucault als Existenzbedingung und regulierender Rahmen des Autor-Subjekts fassen.¹³ Der Diskurs determiniert das Subjekt jedoch nicht vollkommen, und es kann versuchen, sich mit seinem Schreiben an die Grenzen dessen, was als wahr gilt bzw. anerkanntermaßen sagbar ist, zu begeben, um neue Gedanken zu formulieren. Da der Diskurs bekanntlich eine schwer fassbare Sache ist, vor allem, wenn man mittendrin steht, möchte ich vorschlagen, ihn für meine Zwecke hier im Bild eines bestimmten Publikums einzukreisen.

Welche Leser_innenschaft ich in Betracht ziehe und adressieren möchte, ist von Bedeutung dafür, wie ich schreibe. Ich muss mir Gedanken über Sprache bzw. Stil, die Wahl von Begriffen etc. machen. Das Bild dieser Leser_innenschaft bestimmt auch darüber, wie ich Quellen bzw. Primärmaterial einflechte, wie viel ich an (Fach-)Wissen voraussetzen kann (und muss, d. h. welche Sekundärliteratur ich berücksichtigen sollte), ob ich auf bestimmte (fachliche, politische ...) Setzungen Rücksicht nehme, ob ich bestimmte Diskussionen

und Aussagen bediene oder mich davon absetze. Hieran zeigt sich schließlich, wie weit ich mich vorarbeite an die Ränder des Diskurses bzw. der fachwissenschaftlichen und politischen Diskurse. Es ist ein Balanceakt, wie viel »Wirklichkeitssinn« nötig ist, um von einer wissenschaftlichen oder politischen Community anerkannt zu werden, und inwieweit es gelingt, »Möglichkeitssinn« (um es mit Robert Musil zu sagen)¹⁴ zu entfalten, der die Ränder des Diskurses bearbeitet. Ob es gelingt, kann ich nur erfahren, wenn ich mich der Leser_innenschaft aussetze. Je frühzeitiger ich in Kontakt mit einem ausgewählten Gegenüber gehe, umso mehr kann sich ein Gefühl dafür entwickeln, wo im Diskurs ich mich mit meinem Schreiben verorte – was mir zugleich die Gelegenheit gibt, ggf. Modifikationen vorzunehmen.

Schreiben lässt sich somit als ein interaktiver und damit experimenteller, prekärer Prozess beschreiben – ein offener, nicht immer leicht zu ertragender Prozess, der einen aber durch überraschende Gedanken belohnt.

13 Foucault geht es um die immanente Regularität sprachlicher Praktiken, die, sofern sie in Machtbeziehungen eingebettet sind, welche sie verstetigen, für die Subjekte wahrnehmungs- und handlungsleitend werden, ohne gänzlich determinierend zu sein; vgl. Michel Foucault, Archäologie des Wissens, Frankfurt am Main 1994.

14 Nach Musil realisiert der Wirklichkeitssinn nur die Optionen, die in einer Situation als Variablen ohnehin enthalten sind, während der Möglichkeitssinn ein schöpferisches Denken bezeichnet, das die gegebene Situation übersteigt. Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Erstes Buch, Hamburg 1978, S. 16 – 18.

KRIEGSKINDER

Zur Entdeckung einer Generation¹

Mein Interesse an der sogenannten Kriegskindergeneration speist sich aus zwei zunächst unabhängigen Quellen: zum Einen aus dem Interesse am Konzept der Generation als Rahmen für historische Erfahrungen und Deutungen; eine weitere Quelle meines Interesses an den Kriegskindern als Generation stammt aus der – theoretisch und methodisch – noch offenen Frage nach dem Zusammenhang zwischen persönlichen Erinnerungen, bzw. Erzählungen einerseits, und öffentlichen Diskursen über Geschichte und kollektive Erfahrungen andererseits. Diese Frage gewinnt an Bedeutung, seit es fast zur Regel geworden ist, kollektive Subjekte: z. B. Nation oder Generation – für Erinnerung und Erfahrung zu unterstellen, und die Erzählungen einzelner »Zeitzeugen« nur noch zur Beglaubigung solcher Kollektiverzählungen heranzuziehen. Demgegenüber versucht die Oral History, die ich vertrete, die komplexen Wechselwirkungen zwischen öffentlichem und privatem »Gedächtnis« genauer zu bestimmen, eine zentrale Frage zum Verständnis von Vergangenheitserzählungen. In jedem Fall stellen die Kriegskinder ein interessantes Forschungsobjekt dar.

Wenn im Folgenden von der Generation der Kriegskinder die Rede ist, dann im Sinne ihrer Formierung und Selbstbeschreibung als Generation an der letzten Jahrhundertwende, also in den späten 1990er und frühen 2000er Jahren. Insofern handelt es sich um erzählte Geschichte als ein Phänomen der allerjüngsten

Zeitgeschichte. Die dahinter stehende Realgeschichte von gelebter Geschichte im Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit spielt im Folgenden eine nachrangige Rolle, ist allerdings von Belang, um das Potenzial des Themas für die Geschichtsschreibung über die Nachkriegszeit auszuloten. Den Begriff der Generation verwende ich überwiegend im Sinne einer kollektiven Selbstbeschreibung, bei der Angehörige einer Altersgruppe sich über einen bestimmten, untereinander ausgehandelten historischen Sinn verständigen, in dem sie einen festen Platz haben. Den genauen Vorgang dieser Aushandlung kann ich aus Platzgründen nur andeuten – er kann angeregt werden durch eine Sprechergruppe, die für sich in Anspruch nimmt, die eigenen Erfahrungen stellvertretend für die »Generation« zu formulieren, und deren Erzählung attraktiv für eine »Generation« ist; man kann auch die Generation selbst als eine Erzählgemeinschaft betrachten. Ich gehe davon aus, dass sich nur solche kollektiven Selbstbeschreibungen durchsetzen, die mit eigenen Erfahrungen in Einklang gebracht werden können. Generationserzählung und -erlebnis stehen also in einer zumindest indirekten Beziehung.

Wer ist eigentlich gemeint, wenn in der öffentlichen Debatte und in der Selbstdarstellung von »Kriegskindern« die Rede ist? Zunächst sind das alle Jahrgänge, die zwischen 1939 und 1945 »Kinder« gewesen sind. Das reicht vom Geburtsjahrgang 1929 bis 1945 und umfasst somit Menschen, die im Krieg auch Jugendliche waren und in seinen letzten Tagen sogar noch zum militärischen Einsatz kommen konnten bis hin zu solchen, die in den letzten Kriegstagen geboren wurden, keine bewusste Erfahrung und somit auch keine eigene Erinnerung an den Krieg haben. Diese große Spanne von Geburtskohorten verweist schon auf die Schwierigkeit, sie einer Generation zuzuordnen – doch dazu später mehr. Indem diese Kindheiten dem Krieg als prägendem Hintergrund sprachlich zugeordnet sind, unterstellt die Bezeichnung »Kriegskinder« eine gemeinsame kriegsbedingte Umwelt, bestimmt durch Phänomene wie Gewalt, menschliche und materielle Verluste, Leiden und Angst. Angesichts des Krieges sind alle anderen möglichen Unterscheidungen von Kindheit: männlich – weiblich, städtisch – ländlich, bürgerlich – proletarisch, »arisch« – »nichtarisch«, politische und/oder religiöse Bekenntnisse, familiäre und nachbarschaftliche Kontexte zunächst sekundär, wenn nicht ganz aufgehoben. Vor allem aber suggeriert das Konzept von Kriegskindheit, dass der Krieg auf bestimmte

ANMERKUNGEN

¹ Der Text basiert auf einem Vortrag, der am 17.12.2012 im Zeitgeschichtlichen Kolloquium der Universität Köln gehalten wurde.

Altersgruppen dramatisch eingewirkt hat und dass dies langfristige Folgen für diejenigen hat, die als Erwachsene »Kriegskinder« geblieben (bzw. geworden) sind: Diese Folgen werden in der Regel mit dem Konzept des Traumas erfasst.

Zwar zeigt sich bei näherem Hinsehen, dass die Berufsgruppen, die sich mit den traumatisierenden Folgen des Krieges für Kinder wissenschaftlich befassen, solche keineswegs pauschal für Alle annehmen. Aber auch die Differenzierungen, (etwa die Annahme, dass nur 50 Prozent aller Kinder vom Kriegsgeschehen direkt betroffen waren) bleiben derart vage und willkürlich, dass man wenig damit anfangen kann. Denn worauf stützt sich eine solche Schätzung? Und bedeutet, vom Kriegsgeschehen betroffen gewesen zu sein, zugleich, traumatisiert zu sein? Keineswegs verstehen sich alle Angehörigen der genannten Kohorten selbst als »Kriegskinder«. Viele geben an, vom Krieg wenig gespürt zu haben. Andere sind zwar äußerlich in der Weise betroffen, dass sie typische Kriterien wie Bombenkrieg, Vaterlosigkeit, Flucht »erfüllen«, jedoch fühlen sie sich dadurch nicht in der Weise emotional beschädigt, wie ihnen unterstellt wird, ja, sie wehren sich vehement gegen eine solche Zuschreibung. Nicht selten wird ihnen das von interessierter Seite als »Abwehr« vorgehalten, und das kann selbstverständlich in manchen Fällen auch zutreffen. Dennoch: »Kriegskindschaft«, so eine erste Feststellung, ist keine analytische Kategorie, sondern ein Phänomen mit Anmutungsqualität. Als solches aber hat es in den letzten Jahren eine erstaunliche Kraft entwickelt.

Der heute dominierende Blick auf Kriegskinder als durch den Zweiten Weltkrieg Traumatisierte ist weit entfernt von der Deutung der Kriegserfahrung von Kindern in der unmittelbaren Nachkriegszeit bis in die späten 1980er Jahre. Vereinfachend lassen sich hier

drei Stufen und Perspektiven unterscheiden. In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde die Frage nach psychischen Folgen des Kriegserlebnisses überhaupt nicht gestellt. Es galt als ausgemacht, dass Kriege zwar physische, aber keine seelischen Verletzungen verursachen. Diese Annahme galt sowohl für Soldaten, als auch für Opfer der rassistischen Verfolgung und sogar in besonderem Maße für Kinder. Wie Svenja Goltermann in ihrer Arbeit über Kriegsheimkehrer gezeigt hat, wurden von Seiten der Psychiatrie wie auch von Seiten des Sozialstaates Verweise auf psychische Kriegsfolgen ignoriert (anders als im und nach dem Ersten Weltkrieg, auf den die Entdeckung der männlichen Kriegshysterie zurückgeht).² Die menschliche Seele verstand man wie einen Ball, der sich nach einem heftigen Tritt von selbst wieder rundet – eine Frage der Zeit.³ In Nachkriegswestdeutschland war es allenfalls die langanhaltende russische Kriegsgefangenschaft mit ihrer Unterernährung, von der man bereit war anzunehmen, dass sie durch Hirnschädigungen auch psychische Auffälligkeiten zur Folge haben konnte. Auf Kinder aber traf so etwas nicht zu – sie galten nicht als besonders verletzlich, sondern im Gegenteil als besonders gesund und gegenüber den extremen Einwirkungen des Krieges als resilient. Diese Sichtweise war keine deutsche Besonderheit, sondern stellte den internationalen Kenntnisstand der Psychiatrie dar. Dieselben Annahmen kamen auch in Bezug auf überlebende Kinder des Holocaust oder der im Krieg von Deutschen besetzten Territorien zur Geltung. Erst in den späten 1960er Jahren wurden angesichts der zahlreichen Vietnamveteranen traumatisierende Wirkungen von Krieg (wieder-)entdeckt und ein Katalog von Symptomen erstellt, anhand dessen posttraumatische Belastungsstörungen diagnostiziert werden konnten.

Im (west-)deutschen Kontext wurden Kriegskinder erst in den späten 1940er und frühen 1950er Jahren zum Problem – allerdings nicht sie selbst, sondern ihre Mütter. Denn die mittlerweile Pubertierenden und Adoleszenten fielen als »Halbstarke« auf, und eine unter Soziologen einflussreiche Erklärung lautete, dass ihre Mütter, im und nach dem Krieg mit der Erziehung der Söhne alleingelassen, diesen keine erwachsene Autorität entgegengestellt hätten. In dieser Interpretation waren die Kriegskinder also im Krieg zu unabhängig, zu stark geworden.⁴ In den frühen 1980er Jahren wurde dieser Befund aufgenommen und umgedeutet: die im Kontext von Krieg und Nachkrieg entstandene »Betreuungslücke« deuteten

2 Svenja Goltermann: Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg, München 2009.

3 Dieses Bild verdanke ich Ulrich Lamparter, Psychosomatiker an der Universitätsklinik Hamburg Eppendorf (UKE).

4 Barbara Willenbacher: Zerrüttung und Bewährung der Nachkriegsfamilie, in: Martin Broszat (Hg): Von Stalingrad zur Währungsreform, München 1988, S. 595–618.

linke Sozialwissenschaftler nun als Freiraum, in dem die Nachkriegsjugend jenen oppositionellen Geist und jenes jugendliche Selbstbewusstsein entfaltete, das in den späten 1960er Jahren politisiert und damit zur gesellschaftlichen Jugendrevolte wurde.⁵

1995 erschien Heinz Budes Interpretation der Geburtsjahrgänge von 1938–1948, welche den Kern der sogenannten Achtundsechzigergeneration darstellten, als Kriegskinder.⁶ Danach war es nicht so sehr »das Erlebnis von 1968«, dass diese Jahrgänge prägte, sondern die Kriegserfahrung (und unmittelbare Nachkriegserfahrung) als Kinder, die ihre biographischen Entwürfe bestimmte. Und »1968« war auch weniger eine Chiffre für die politische und kulturelle Revolte, als vielmehr der Höhepunkt einer lebenslangen Orientierung, mit der die Verluste der Eltern im Krieg wettgemacht und die Gelegenheitsstruktur des Wirtschaftswunderwestens genutzt wurde, um sozial aufzusteigen und damit die elterlichen, im Krieg zerbrochenen Biographien stellvertretend dennoch zu verwirklichen. Während bei Bude Kriegskindschaft als solche erstmals zum zentralen Thema gemacht wird, wird diese wiederum als Ausgangspunkt eines widerstandsfähigen, erfolgreichen, gelungenen Lebens gedeutet.

In den 1990er Jahren zeichnete sich aber zugleich eine ganz andere Interpretation ab, aus der schließlich das Bild der Kriegskinder entstand, das wir heute kennen und das hier zur Debatte steht. Ausgangspunkt war die Erkenntnis von Psychotherapeuten, insbesondere Psychoanalytikern, dass ältere Patienten auffällig häufig bestimmte Krankheitsbilder aufwiesen, wie z. B. psychosomatische Herzleiden, Stresskrankheiten und Depressionen; und erstmals nahmen sie Patientenerzählungen ernst, die als Krankheits- und Lebensgeschichten auf die Kindheit im Krieg verwiesen. Bis dahin, so die Psychoanalytiker, hätten sie die

historische Realität hinter solchen Krankengeschichten vernachlässigt; die Erlebnisse der Patienten: Bombenangriffe, Flucht, Trennung von den Eltern, Tod des Vaters oder anderer naher Familienangehöriger, Rückkehr eines fremd gewordenen Vaters – diese kriegsbedingten Erfahrungen wurden nun als Ursachen aktueller psychischer Erkrankungen identifiziert. Die Protagonisten dieser neuen Deutung taten sich mit Historikern zusammen, die ihrerseits eine hohe Bereitschaft zeigen, psychische Auswirkungen historischer Katastrophen anzuerkennen – nicht zuletzt bei sich selbst. Denn das interessanteste Phänomen dieses Paradigmenwechsels ist die Tatsache, dass dessen Vertreter zunächst ausschließlich selbst männliche »Kriegskinder« waren. Der Grund, dass die Erzähler auf der Couch als Kriegskinder verstanden wurden, lag also auch darin, dass die Analytiker sich in derselben Lebensphase befanden und erstmals empfänglich waren für die mit ihren Patienten geteilte, schmerzhaft Erfahrung.

Im Mittelpunkt der zunächst untersuchten Phänomene stand die kriegsbedingte Vaterlosigkeit, der vermisste, gefallene, in der Gefangenschaft verstorbene Vater, ein Massenphänomen der Nachkriegszeit, mit starken Auswirkungen auf Geschlechter- und Generationenverhältnisse. Das Thema entfaltete sich von da aus im interdisziplinären und autobiographischen Gespräch. Weil aber hier nicht einfach ältere Männer ihre Erfahrungen austauschten, sondern Psychoanalytiker und Historiker, also artikulierte Menschen mit Zugang zum Buchmarkt und zum Feuilleton der Zeitungen und zu Prominenten, erreichte das Thema bald die Öffentlichkeit: mit durchschlagendem Erfolg.

Seit dem Jahr 2000 erschienen erste Bücher zum Thema. Politiker verschiedener Parteien, Prominente verschiedener Sparten nahmen sich der Sache an und bekannten – man kann auch sagen: inszenierten – sich selbst als Kriegskinder. Ein Höhepunkt dieser Würdigung stellte sicher der 2003 von Sönke Wortmann gedrehte Spielfilm »Das Wunder von Bern« dar, in dem der aus dem Krieg heimkehrende, dem Sohn fremd gewordene und von der Kriegsgefangenschaft traumatisierte Vater über das gemeinsame Interesse am Fußball eine Beziehung zum Sohn aufbauen kann: eine familiäre Erfolgsgeschichte parallel zur nationalen Erfolgsgeschichte der Fußballweltmeisterschaft von 1954. Der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder, dessen Vater 1944 an der Ostfront in Rumänien fiel, als der Sohn sechs Monate alt war, soll beim Betrachten des Filmes geweint

5 Marina Fischer-Kowalski: Halbstarke 1958, Studenten 1968. Eine Generation und zwei Rebellionen, in: Ulf Preuss-Lausitz: Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg, Weinheim 1983, S. 53–70. Dies wurde jüngst auch autobiographisch aufgenommen von Jürgen Bruhn: Die Herrschaft der Kinder. Eine autobiographische Erzählung aus der Chaoszeit in Hamburg 1945–47, Bremen 2012.

6 Heinz Bude: Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938–1948, Frankfurt 1995.

haben, kolportierte die Presse; ein Jahr später ließ sich Schröder während einer Rumänienreise aus der Ferne fotografieren, als er zum ersten Mal am Grabe seines Vaters stand.

Der vom 14. bis 16. April 2005 in Frankfurt am Main veranstaltete internationale Kongress »Die Generation der Kriegskinder und ihre Botschaft für Europa sechzig Jahre nach Kriegsende«, war mit 78 Referenten und 600 Teilnehmern (1200 hatten sich angemeldet, die Hälfte musste aus Raummangel abgewiesen werden) – überwiegend solchen, die sich selbst als Kriegskinder verstanden – angefüllt. Er kann als der Moment gelten, in dem die Kriegskinder endgültig als Generation die öffentliche Bühne betraten. Das heißt, sie beanspruchten ein »Wir« auf der Grundlage geteilter Erfahrungen; und sie boten eine Deutung dieser Erfahrung an, die auf eine gemeinsame Verarbeitung ihrer Erlebnisse hinauslief. Der Zuspruch, den der Kongress fand, die leidenschaftlichen Auftritte und persönlichen Bekenntnisse, die kathartische Wirkung, die von dieser öffentlich-wissenschaftlichen Veranstaltung ausging, setzten sich im Anschluss in weiteren Veröffentlichungen, Filmen, Fernsehsendungen, Internetportalen, Vereinsgründungen und weiteren Forschungsprojekten fort.

Diejenigen, die als Sprecher die Gestalt dieser Generation öffentlich entwarfen, beanspruchten dabei durchaus, für einen großen Teil der gesamten Kohorte zu sprechen. Es lohnt sich deshalb, diese Sprechergruppe unter dem Gesichtspunkt ihrer sozialen Struktur genauer zu betrachten.

Erstens handelte es sich überwiegend um Männer. Das hängt offensichtlich mit der Genese dieser Generation zusammen, mit den Berufsgruppen, in denen sie entdeckt wurde und mit dem frühen Fokus auf Vaterlosigkeit, die vor allem für Jungen als problematisch

gesehen wurde, weil darin die Ursache für Defizite in der eigenen erwachsenen Männlichkeit zu liegen schien. Diese Männer wiederum waren ganz überwiegend bürgerlicher, genauer: bildungsbürgerlicher Herkunft, oder erfolgreich in diese Schicht aufgestiegen. Es waren Männer, die sich am Ende ihres Berufslebens und im Übergang in den Status von Rentnern bzw. Pensionären befanden und offensichtlich in dieser Situation eines biographischen Übergangs auch andere Stationen ihres Lebens unter dem Aspekt des Scheiterns, des Gelingens und der Brüche betrachteten. Das Angebot, ihr überwiegend erfolgreiches Leben unter dem Gesichtspunkt dramatischer und problematischer Kindheitserfahrungen neu zu deuten, führte sie in den Krieg zurück. Schließlich handelte es sich anfangs um ein ausschließlich westdeutsches Phänomen. Keiner der Protagonisten hatte einen Hintergrund in der DDR, und in Ostdeutschland war »Kriegskindschaft« kein öffentliches Thema, insbesondere nicht unter dem Gesichtspunkt einer generationellen Prägung.⁷ Die erste Grundaussage der Kriegskinder als Generation bestand in dem Bekenntnis zum Leiden am Krieg und seinen materiellen, sozialen und vor allem emotionalen Folgen. Dieses Leiden wurde von Beginn an mit dem Wortfeld des Traumas und der Traumatisierung verknüpft. Damit war aber auch ein Anspruch verbunden, nämlich der nach öffentlicher Anerkennung dieses Leidens; und schließlich begründete man die Wucht dieses Anspruchs mit der Wahrnehmung, ein Tabu zu brechen, weil diese Leiden bisher kein öffentliches Gehör gefunden hätten, weil man zum Schweigen verurteilt gewesen sei und weil dieses erzwungene Schweigen das erlittene Trauma verschlimmert und verlängert habe. Damit reihten sich die Kriegskinder in eine Debatte ein, in der schon zuvor die deutschen Opfer der alliierten Bombenangriffe ihre Stimme erhoben hatten, um endlich ein vermeintliches Tabu zu brechen.

An dieser Stelle würde ich gern in einer Zwischenbilanz darüber nachdenken, wie sich die Kriegskindergeneration einfügt in Konzepte von Generation und Generationszugehörigkeiten einerseits und wie sie sich unterscheidet von anderen etablierten Generationen in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Karl Mannheim hat ja drei (Qualitäts-) Stufen von »Generation« unterschieden, beginnend mit der gemeinsamen »generationellen Lage«, eine Ebene, auf der lediglich festgestellt wird, dass eine Altersgruppe dieselben historischen Ereignissen oder Prozesse durchlebt. Auf dieser Ebene ist prinzipiell die ganze Kohorte betroffen, wenn es

7 Die Gründe hierfür verdienen eine eigene Betrachtung, die aber in diesem Rahmen nicht möglich ist.

etwa um so allgemeine und flächendeckende historische Phänomene geht wie Kindheit im Zweiten Weltkrieg. Auf der zweiten Stufe geht es um Generation als Erfahrungszusammenhang. Hier wird die Frage bedeutsam, welche Segmente der Kohorte überhaupt vom Krieg massiv betroffen waren – für wen ging z. B. dörfliches Leben ohne viele Veränderungen oder Kriegseinwirkungen weiter, wer befand sich dagegen in Luftschutzbunkern der großen Städte oder auf der Flucht vor der heranrückenden sowjetischen Armee? Wer verlor den Vater, wessen Vater kehrte spät und geschwächt nach Hause zurück? Wer war selbst direkter Gewalt ausgesetzt, für wen blieb der Krieg ein kindliches Abenteuer? Auf der dritten, man könnte auch sagen: der höchsten Stufe steht die Generationseinheit. Das ist nach Mannheim die relativ kleine Gruppe derjenigen, welche die (vermeintliche) Essenz dieser gemeinsamen generationellen Erfahrung aufnimmt und ihr Ausdruck verleiht, indem sie diese bündelt, öffentlich vertritt, und zusätzlich durch eigene Vergemeinschaftungsformen generationelle Ansprüche auf die Gestaltung des eigenen und des gesellschaftlichen, eventuell auch des politischen Lebens formuliert.⁸

In diesem letzten Sinne haben sich »die Kriegskinder« als Generation formiert. Denn ihre Leidenserfahrung im Krieg, so der Anspruch, hat sie in besonderer Weise befähigt, den Wert des Friedens zu schätzen und zu realisieren. Hinter der auf dem Frankfurter Kongress pathetisch angekündigten »Botschaft für Europa« steckte die Überzeugung, dass die Leidenserfahrung, als hilflose Kinder der kriegerischen Gewalt ausgesetzt gewesen zu sein, die Kriegskinder, nicht nur die deutschen, wie keine andere Generation befähigt, den Wert des Friedens zu erkennen und diesen zu bewahren. Der wichtigste Verband der Kriegskinder heißt deshalb auch: »Kriegskinder für den Frieden e. V.«⁹

Andere deutsche Generationen haben sich eindeutiger über Zukunft identifiziert: die Jugendbewegung der zwanziger Jahre etwa, auf die Mannheim Bezug nimmt, die Aufbaugeneration der DDR, oder die Achtundsechziger in Westdeutschland. Die Kriegskinder jedoch sind, obwohl sie die Wahrung des Friedens für sich in Anspruch nehmen, überwiegend an die Vergangenheit gebunden: an ihr Leiden nämlich. Sie sind deshalb weniger eine »heroische«, als vielmehr eine tragische Generation. Ihr Thema ist die traumatisierende Vergangenheit und die lebenslange Unmöglichkeit, dafür eine Sprache, bzw. Gehör zu finden. Es ist weniger der Zukunftsanspruch, als der auf ihre Geschichte, für die sie um Anerkennung kämpfen. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass die Entdeckung der »Kriegskinder« eine Begleiterscheinung ihres Alterns ist. Allenfalls geht es um Weitergabe dieser generationellen Lehre.

Die Entstehung der Kriegskinder-Generation zog sich also über mehrere Jahre hin – ausgehend von zunächst individuellen innerpsychischen Konflikten, die im Gespräch mit Therapeuten aufgearbeitet wurden, über den persönlichen Austausch und kleine Gruppenbildungen bis zum Auftritt in der Öffentlichkeit: über Prominente, Kongresse, Vereine, Forschungsprojekte, Internet und eine Fülle von Veröffentlichungen des autobiographischen und Sachbuchgenres, verstärkt seit dem Jahre 2000. Parallel dazu formierten sich aber auch die Kritiker, die denselben Milieus und Berufsgruppen, meist aber jüngeren Alterskohorten angehörten. Die Protagonisten dieser öffentlichen Kritik – unter den Historikern z. B. Norbert Frei, unter den Psychologen vor allem Harald Welzer – sahen im Auftreten der Kriegskinder den erneuten Versuch, die Selbstviktimsierung der Deutschen zur zentralen Nachkriegserzählung zu machen.¹⁰ Damit reihten die Kriegskinder sich ein, so die Kritiker, in die Gruppe der deutschen Bombenopfer, der Vertriebenen, der vergewaltigten Frauen und der Kriegsgefangenen, die ihre (vermeintliche) Unschuld und ihre Leiden stellvertretend für das ganze deutsche Volk vortrugen, um die kollektive Opfererzählung glaubwürdig und vor allem moralisch akzeptabel zu machen. Den äußeren Anlass mochte dabei die sechzigste Wiederkehr des Kriegsendes liefern, die sich für eine Neuinterpretation anbot, in der endlich wieder die Deutschen Opfer waren, und der dominante Diskurs über deutsche Täterschaft und den Holocaust gewendet werden konnte.

Harald Welzer verband dies mit dem Hinweis auf einen allgemeineren

8 Karl Mannheim: Das Problem der Generationen, in: ders., *Wissenssoziologie*. Auswahl aus dem Werk, eingeleitet u. hg. von Kurt H. Wolff, Neuwied 1970, S. 509 – 565.

9 www.kriegskinder-fuer-den-frieden.de

10 Norbert Frei: 1945 und Wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen, München 2005, S. 17; Frei äußerte sich auch in der Presse (TAZ, Stern) kritisch über den öffentlichen Auftritt der »Kriegskinder«. Ähnlich Harald Welzer, u. a.: Nervtötende Erzählungen, *fr-online*, 7.5.2005. Für ihn »kultiviert« die »Re-Viktimsierung der Deutschen« in der »Erfindung« der Kriegskinder.

Trend: der zunehmenden Attraktivität des Opferstatus für die Konstruktion einer positiven Identität – aufgegriffen und vorangetrieben von den Medien, wie an deren Unterstützung für die Kriegskinder leicht zu zeigen war. Norbert Frei setzte den Akzent ein wenig anders, indem er darauf verwies, dass die Rede vom »Tabu«, unter welchem die Kriegskinder angeblich so gelitten, und welches sie nun erfolgreich gebrochen hatten, ganz offensichtlich auf einer Täuschung, vielleicht auch Selbsttäuschung beruhte; denn tatsächlich hatten die Deutschen von Beginn an ihren eigenen Opferstatus behauptet und in den verschiedensten Varianten an ihm festgehalten. Die Behauptung eines Tabus, so Frei, diene von daher überwiegend der eigenen Rechtfertigung und Aufwertung.

Das öffentliche Auftreten der Kriegskinder als Generation und die mediale Kontroverse um ihre Anerkennung und Berechtigung scheint mir für das Verständnis dessen, was Kinder im Zweiten Weltkrieg erlebten und wie sie selbst, ihre Familien und die Gesellschaft mit diesen Erlebnissen umgingen, nur begrenzt erkenntnisfördernd. Mein Vorschlag wäre deshalb, die autobiographischen Erzählungen sogenannter Kriegskinder nicht einfach als Zeugnisse einer traumatischen Erfahrung anzunehmen und weiterzugeben (oder anzuzweifeln und zurückzuweisen), sondern sie als Texte und Quellen ernst zu nehmen und sie auf ihre Spuren in die Geschichte und deren subjektive Bedeutung hin zu analysieren. Ich möchte das an der Frage des behaupteten Tabus näher ausführen. In einer Reihe von Erzählungen (in ausführlichen Oral History Interviews) wird einleitend angegeben, man habe erst jetzt, zum ersten Mal, das Gefühl, die schlimmen Erfahrungen aus dem Krieg tatsächlich erzählen zu dürfen und angehört zu werden. In der Oral History geht man in der Regel davon aus, dass die Erzählungen

der Interviewten meist wahrhaftig sind, d. h., dass die Erzähler selbst für wahr halten, was sie erzählen. Wie aber kann man erklären, dass die Kriegskinder glauben, ihre Erfahrung sei tabuisiert worden, wenn man gleichzeitig zeigen kann, dass die öffentliche Thematisierung deutscher Opfererfahrung niemals zum Schweigen gebracht wurde? Zwei Spuren könnte man hier verfolgen: die eine führt in die frühe Nachkriegszeit und in Familien, in denen anscheinend Opfergeschichten die Kommunikation weit weniger dominierten als dies für die öffentlichen Kriegserzählungen der Fall war. Vielmehr verwiesen Oral History Interviews (etwa mit Überlebenden der Hamburger Bombenangriffe) darauf, dass vor allem im Privatbereich Familienzusammenführung, Überwindung von Not, materieller Wiederaufbau und sozialer Aufstieg im Kontext der Gelegenheitsstrukturen des westdeutschen Wirtschaftswunders das familiäre Leben und Sprechen bestimmten; und dass die Erzählungen vom Krieg weniger das fortwirkende Leiden, als vielmehr das erfolgreiche Überleben, die Bewährung in der Not thematisierten. Die Überwindung des Schreckens durch manische Geschäftigkeit stand dabei anscheinend im Vordergrund.

Die Erzählungen der damaligen Kinder über die Nachkriegszeit verweisen damit deutlich auf die von Hannah Arendt anlässlich ihres »Besuchs in Deutschland« 1950 beobachtete Leugnung des Geschehens – nicht nur der Schuld, sondern auch des eigenen Leids – und sie werden auch bestätigt durch die Analyse der Mitscherlichs in ihrem Klassiker über »die Unfähigkeit zu trauern«.¹¹ In den späten 1960er Jahren beginnt dann allerdings ein Prozess, in dem die Rahmenbedingungen auch für das öffentliche Sprechen über den NS und den Krieg neu verhandelt und kodifiziert wurden. Jetzt standen diejenigen im Zentrum, die Opfer der Deutschen geworden sind, insbesondere die Juden, denen später auch andere rassistisch oder sozial verfolgte Gruppen zugeordnet wurden – und die Menschen in den von den Deutschen eroberten und besetzten Gebieten, insbesondere in Polen und der Sowjetunion. Mochte man auch in vielen Familien und an den Stammtischen weiterhin anders reden – im öffentlichen Raum setzte sich bis zum Ende des 20. Jahrhunderts ein Ton durch, in dem mangelnde Achtung vor den nichtdeutschen Opfern und das auftrumpfende Bestehen auf deutschem Leid zunehmend als problematisch und peinlich galten und bei Politikern zu öffentlichen Entschuldigungen und Rücktritten führten. Und diese neuen Sprachregelungen wurden von Teilen

11 Alexander und Margarethe Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern, Grundlagen kollektiven Verhaltens, München 1967.

der Nachkriegsgeneration – insbesondere im bürgerlich/kleinbürgerlichen Milieu – auch in den häuslichen Wohnzimmern durchgesetzt.

Mit dem Fall der Mauer und der neu eingenommenen Perspektive auf die Verbrechen des Stalinismus geriet diese Sprech-Ordnung aus den Fugen. Im Rahmen der danach anstehenden Neuverhandlungen könnte das Sprechen über das Leiden der Kinder tatsächlich »möglicher« geworden sein. Zugleich übernahm die öffentliche Rede der – ja wirklich unschuldigen – Kriegskinder über sich selbst zentrale Elemente der früheren Regeln: die Distanzierung vom NS, die Anerkennung der deutschen Schuld an den Leiden der Nichtdeutschen, die moralische Selbstverpflichtung zum Frieden, die Identifikation mit Europa usw. Jedenfalls macht die Behauptung vom gebrochenen Tabu unter diesen Umständen Sinn – indem sie einerseits auf die Realgeschichte von Nachkriegsfamilien verweist und andererseits auf die Geschichte des öffentlichen Umgangs mit NS und Krieg.

Der Frankfurter Kongress vom April 2005 war einerseits ein Höhepunkt im Prozess der Konstituierung einer Kriegskinder-Generation – und im Hinblick auf die öffentliche Aufmerksamkeit und Anerkennung, die sie erhielt, nicht zuletzt seitens der Politik. Andererseits war der Kongress aber auch Ausgangspunkt für weitere Vernetzungen und intensivere Forschungen. Auch das an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg angesiedelte Projekt zur biographischen und familiären Verarbeitung des Hamburger Feuersturms von 1943 ging ursprünglich zurück auf Anregungen der Studiengruppe »wk2-kindheiten«, einer interdisziplinär zusammengesetzten Forschergruppe, die sich mit Kindheit im Zweiten Weltkrieg befasste – und überwiegend aus Kriegskindern bestand. Die meisten Interviews im Feuersturmprojekt waren 1943 ebenfalls

Kinder oder Jugendliche gewesen. Das von Psychoanalytikern gemeinsam mit Historikern betriebene »Feuersturmprojekt« interessierte sich auch für die intergenerationelle Weitergabe dieser Erfahrungen. Ich kann auf dieses Projekt aus Platzgründen hier nicht näher eingehen, möchte es aber zum Anlass nehmen, ein Phänomen zu thematisieren, das auch die aktuellen Diskussionen um Kriegskindheit prägt. Waren diese anfangs noch ganz auf die Erlebnisgeneration bezogen und von dieser getragen, meldet sich jetzt verstärkt die zweite und dritte Generation (im Sinne genealogischer Nachfolge) zu Wort. Wie, so lautet die Frage, hat die dramatische Kriegserfahrung der Eltern, die damals jung waren, sich auf ihre Kinder und Enkel ausgewirkt? Haben sie ihr »Trauma« innerhalb der Familie weitergegeben und in welcher Form?

Liest man das Programm des 2. Internationalen Kongresses zu »Kindheiten im Zweiten Weltkrieg«, der im Februar 2013 in Münster stattfand, so wird diese Verschiebung augenfällig. In diesem Zusammenhang gibt es auch den Versuch, sich als nachfolgende »Generation« im qualitativen Sinn zu konstituieren. »Wir Kinder der Kriegskinder« lautet ein Sachbuchtitel, der die Geburtsjahrgänge 1955–1975 meint; ein anderes sieht drei Folgegenerationen unter einer »Decke des Schweigens« und im Internet gibt es jetzt auch ein »Forum Kriegsenkel«. ¹² Verweist die Bezeichnung »Kriegskind« immerhin noch auf einen direkten Zusammenhang, nämlich das Durchleben von Kindheit im Krieg, so ist in dieser jüngsten Wortschöpfung der Krieg selbst zu einem Vorfahren geworden, von dem die »Enkel« abstammen.

Wie ist dieses merkwürdige Phänomen zu verstehen? Nach allem, was ich über die Möglichkeiten der Psychoanalyse und anderer Ausrichtungen psychologischer Forschung weiß, ist es eigentlich unmöglich, eine solche Traumaweitergabe über mehrere Generationen hinweg plausibel zu zeigen, geschweige denn in irgendeiner belastbaren Form nachzuweisen. Auffällig scheint mir vielmehr das in solchen Phantasien deutlich werdende Begehren nach Teilhabe am vermeintlichen oder tatsächlichen Trauma der Eltern bzw. Großeltern. Es ist das Begehren nach einer Gewaltgeschichte, deren Dramatik durch nichts getoppt werden kann, schon gar nicht durch die relative Banalität der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte. Es ist der Unwille, sich von dieser Geschichte zu lösen und auf die Bedeutung zu verzichten, die von dieser Geschichte ausgeht. Die Gewaltgeschichte der

ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bietet der jüngeren Nachkriegsgeneration eine Nachfolge an, in der sie am Pathos teilhaben kann, ohne selbst zu leiden. Die Beschäftigung mit den Leiden der Großeltern scheint daher zugleich von Empathie und Egozentrismus bestimmt.

Diese Sucht nach mentaler Verlängerung des Krieges wird teilweise unterstützt und vorangetrieben von der klinischen Psychologie und hier insbesondere der Traumaforschung, aber auch von einem leichtfertigen Umgang mancher Historiker und historisch arbeitenden Sozialwissenschaftler mit dem »Trauma«, das mittlerweile ähnlich unklare, aber mit viel Bedeutung angefüllte Konzepte wie »Identität« und »Gedächtnis« verdrängt hat. Die äußerst produktiven Potentiale, die in einer engen interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Psychoanalyse und Geschichtswissenschaft stecken, werden auf's Spiel gesetzt, wenn beide Wissenschaftsdisziplinen das Traumakonzept unkontrolliert und inflationär nutzen, um ihren diffizilen Gegenstand zu deuten. Im Feuersturmprojekt stellte sich heraus, dass nur wenige Überlebende der Bombenangriffe im klinischen Sinne traumatisiert zu sein schienen und dass es darüber hinaus methodisch fast unmöglich war, aktuelle Traumatisierungssymptome einem bestimmten Ereignis, z. B. einem Bombenangriff, zuzuordnen. Vielmehr war dieser in den Erzählungen immer mit dem größeren Kontext des Krieges und anderen Gewalterfahrungen verknüpft, teilweise auch mit negativen Erfahrungen, die vor dem Ereignis lagen. Zudem zeigte sich auch hier, wie in früheren Forschungsprojekten (zuerst von Anna Freud)¹³, dass weniger das äußere (Kriegs-)Ereignis an sich traumatisiert, als vielmehr der soziale und emotionale Kontext, in dem das Ereignis sich abspielt, z. B. das Fehlen starker und besonnener Erwachsener in der Gefahrensituation.

Am wichtigsten ist sicher der Einwand, »Trauma« zeichne sich ja gerade dadurch aus, dass es nicht in das »normale« Leben und nicht in eine konsistente Erzählung integriert werden kann – also sowohl für Psychologen als auch für Historiker nur begrenzt zugänglich ist.

Die durchaus vorhandene, ernsthafte Forschung in diesem Bereich wird mittlerweile von einer Welle öffentlicher und gelegentlich bedenkenloser Behauptungen und Ansprüche auf Partizipation am großen Trauma des 20. Jahrhunderts überflutet. Was können Historiker dagegen setzen? Es fällt auf, dass nur wenige geschichtswissenschaftliche Arbeiten sich forschend den mit der Kriegskindheit zusammenhängenden Themen gewidmet haben. Dazu gehört Nick Stargardts Arbeit über »Witnesses of War«, in der quellengesättigt deutsche, jüdische und polnische Kriegskindheiten untersucht werden und nicht nur nach Trauma, sondern gleichermaßen auch nach Resilienz gefragt wird.¹⁴ Auch Lu Seegers kommt in ihrer Arbeit über vaterlose Töchter zu sehr differenzierten Ergebnissen.¹⁵

Als Historiker dürfen wir auch deshalb das Thema nicht der generationellen Selbstbeschreibung und der pauschalen Traumatisierungsannahme überlassen, weil die Kriegskindschaft auch ein realhistorisches Phänomen ist und darüber hinaus einige unbeantwortete und wenig erforschte Fragen eröffnet: insbesondere solche, die sich auf die beiden deutschen Nachkriegsgeschichten beziehen. Es kann ja nicht darum gehen, das vielfältige Leiden der Kinder im und am Krieg zu leugnen, klein zu schreiben oder gar mit Verweis auf deutsche Schuld zum Beschweigen zu verurteilen. Historiker können fragen, wie dieses Leiden in die Nachkriegszeit einging, wo es Ausdruck oder Auswege fand. Die Geschichte der Kriegskinder gehört unbedingt in die Nachkriegsgeschichte, weil sie darauf verweist, dass an deren langfristigem Erfolg nicht alle Anteil hatten und diejenigen, die mit der Bundesrepublik (oder der DDR) erfolgreich waren, dafür zum Teil mit der Unterdrückung ihrer Leidenserfahrung bezahlten. Insofern sollten wir uns von den Kriegskindern für unsere Arbeit inspirieren lassen, ohne ihrer Selbstbeschreibung unkritisch zu folgen.

13 Anna Freud, Dorothy Burlingham: *War and Children*, New York 1943.

14 Nicholas Stargardt, *Witnesses of War. Children's Lives under the Nazis*, London 2006.

15 Lu Seegers, *Vati blieb im Krieg. Generationelle Erfahrungen der kriegsbedingten Vaterlosigkeit in Deutschland und Polen*, Göttingen 2013 (im Erscheinen).



Den Film »Der Lange Jammer« drehte der Regisseur Max D. Willutzki in einer Mischung aus Dokumentar- und Spielfilm gemeinsam mit Bewohnern des Märkischen Viertels. Der Film wurde am 19.10.1975 erstmals in der ARD ausgestrahlt.

Quelle: Archiv APO und soziale Bewegungen, Berlin, Ordner »Berlin, Mieter, MV Material«.

CHRISTIANE REINECKE

VERRUFENE VIERTEL

Topographien der Ungleichheit im urbanen Raum in Westdeutschland und Frankreich, 1950–1990

Skizze eines Forschungsprojekts

Im Nachrichten-Magazin *Der Spiegel* erschien 1980 eine Artikel-Serie, die sich mit sozialer Gerechtigkeit und ihren Folgen befasste. Unter dem Titel »Der Griff in die eigene Tasche« beschäftigte sich einer der ersten Artikel mit der Schwierigkeit, Armut in einer Wohlstandsgesellschaft wie der westdeutschen wahrzunehmen und zu definieren.¹ Die Autorin Renate Merklein verglich darin die Forschungsergebnisse unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Studien, bevor sie dazu überging, ihre eigenen Thesen zur Leistungstärke des westdeutschen Sozialstaats zu entwickeln. Die erste Seite ihres Textes rahmten zwei Bilder. Unterschrieben mit »ein Quartier ärmerer Bevölkerungsschichten, 1980: Elend und Not gehören nicht mehr zum alltäglichen Anblick« zeigte ein Foto die Hochhäuser einer Großsiedlung. Darunter war eine Lithographie Heinrich Zilles abgedruckt, auf der eine enge, verschmutzte Gasse zu sehen war; versehen mit dem Kommentar: »Quartier ärmerer Bevölkerungsschichten um 1900: Licht- und luftloses Milljöh«.²

Diese Form der Darstellung war charakteristisch für die Art und Weise, wie in der Bundesrepublik bis weit in die achtziger Jahre hinein über soziale Ungleichheit gesprochen wurde. Denn erstens bildete die überwunden geglaubte Armut des Kaiserreichs und der Zwischenkriegszeit einen zentralen Referenzpunkt der Auseinandersetzung mit gegenwärtigen sozialen Notlagen. Zweitens waren es meist urbane Szenerien wie die Straßenszenen Zilles, die unterstreichen sollten, was Armut in der Vergangenheit – vor der Aufstiegserfahrung der Wirtschaftswunderjahre – ausgemacht hatte. Drittens waren es abermals urbane Settings wie die abgebildeten Hochhaussiedlungen, die illustrieren sollten, wie »die ärmeren Bevölkerungsschichten« aktuell lebten. Soziale Lagen wurden mit bestimmten urbanen Räumen assoziiert, und es sind diese vielfältigen Verortungen sozialer Unterschiede

CHRISTIANE REINECKE
■ VERRUFENE VIERTEL

ANMERKUNGEN

1 Renate Merklein, Der Griff in die eigene Tasche, in: *Der Spiegel* 23/1980, S. 84–105.

2 Ebd., S. 84.

und Probleme, um die es in dem hier vorgestellten Forschungsprojekt geht.

Auch in historischen Untersuchungen der »sozialen Frage« im langen 19. Jahrhundert ist es meist die städtische, industrialisierte Wohnumgebung von Arbeitern und unteren Schichten, die angeführt wird, um deren Benachteiligung zu illustrieren. Eine solche Darstellung knüpft an zeitgenössische Repräsentationen an. Schließlich griffen auch die frühen Soziologen und Sozialreformer auf die Beschreibung städtischer Verhältnisse zurück, um Armut darzustellen und Maßnahmen zu deren Beseitigung zu fordern.³ Doch während Historikerinnen und Historiker sich ausgiebig mit dem Verhältnis von urbanen Topographien und den Imaginationen des Sozialen im langen 19. Jahrhundert befasst haben, fällt an historischen Analysen zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem auf, wie wenig über Städte als privilegierten Schauplatz sozialer Spannungen nachgedacht wird. Der Frage, in welchen räumlichen Kontexten sich die westeuropäischen Nachkriegsgesellschaften entwickelten, wird in der zeithistorischen Forschung kaum Bedeutung beigemessen.⁴

Indes wird in den Medien, den Sozialwissenschaften oder der Politik durchaus anhand konkreter urbaner Stadtviertel und Siedlungen über Probleme wie Armut, Arbeitslosigkeit oder mangelnde Integration gesprochen.⁵ Schließlich sind es nicht allein abstrakte Daten zu Einkommen, Bildung oder Lebensstandard der Deutschen und Franzosen, an denen sich die öffentliche Auseinandersetzung mit sozialen Problemen heutzutage orientiert. Sondern es ist ebenso der Alltag in Hamburg-Mümmelmannsberg, Berlin-Neukölln oder La Courneuve im Norden von Paris. Das gilt, so viel wird an dem eingangs angeführten *Spiegel*-Artikel deutlich, auch für frühere Jahrzehnte. Die Westberliner

Hochhaussiedlung Märkisches Viertel wurde Ende der sechziger Jahre zum viel zitierten Beispiel eines Stadtteils, in dem sich die Schwierigkeiten sozial schwacher Familien verdichteten. Viertel wie St. Georg oder Wilhelmsburg in Hamburg galten spätestens in den achtziger Jahren als Schauplätze einer konfliktbeladenen Einwanderungsgesellschaft. Großsiedlungen in den Pariser Vorstädten, wie Sarcelles und La Courneuve, entwickelten sich weit über die Grenzen von Paris hinaus zum Inbegriff eines staatlich geförderten Wohnungsbaus mit einer von Migranten geprägten und zunehmend als problematisch empfundenen Sozialstruktur.

Umso wichtiger ist es zu verstehen, welche Rolle städtische Räume für die Auseinandersetzung mit Prekarität und Marginalität nach 1950 in beiden Ländern spielten. Anhand welcher Orte über gesellschaftliche Entwicklungen geforscht, gesprochen und in welchen räumlichen Bezügen Ungleichheit dargestellt wurde, beeinflusste, so die zentrale Arbeitshypothese meines Forschungsprojektes, ebenso das Verständnis von Ungleichheit selbst wie den weiteren Umgang damit. Vor diesem Hintergrund befasste ich mich in meiner Untersuchung mit dem Status städtischer Viertel als Konfliktzonen und prekären Orten in Westdeutschland und Frankreich. Ich gehe der Frage nach, welche Quartiere dort zwischen den fünfziger und den frühen neunziger Jahren in den Massenmedien, in politischen Zirkeln, wissenschaftlichen Untersuchungen sowie aus Sicht der Bewohner als problematisch galten und welche Praktiken mit dieser Beschreibung einher gingen bzw. überhaupt zur Herstellung dieser Räume führten.⁶

Während des gesamten 19. und 20. Jahrhunderts gab es Gebäude, urbane Siedlungen oder Viertel, in denen unterdurchschnittliche Wohnbedingungen vorherrsch-

und Ausgrenzung, Frankfurt am Main 2004. Vgl. zudem die ausgezeichnete Analyse stigmatisierter urbaner Quartiere in Frankreich und den USA von Loïc Wacquant, *Urban Outcasts. A Comparative Sociology of Advanced Marginality*, Cambridge 2008.

6 Diese Fragestellung greift Überlegungen zum Wechselverhältnis von Raum und sozialen Identitäten, Praktiken und Strukturen auf, wie sie gegenwärtig vor allem in der Raumsoziologie diskutiert werden. Siehe dazu Markus Schroter, *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*, Frankfurt am Main 2006; Martina Löw, *Soziologie der Städte*, Frankfurt am Main 2008; Joachim Fischer/Heike Delitz (Hg.), *Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie*, Bielefeld 2009.

3 Stellvertretend für die zahlreichen Publikationen zu diesem Thema seien hier nur drei neuere Monographien genannt: Marcus Gräser, *Wohlfahrtsgesellschaft und Wohlfahrtsstaat. Bürgerliche Sozialreform und Welfare State Building in den USA und in Deutschland 1880–1940*, Göttingen 2009, v. a. S. 208–224; Rudolf Stumberger, *Klassen-Bilder. Sozialdokumentarische Photographie 1900–1945*, Konstanz 2007; Sabine Hake, *Topographies of Class. Modern Architecture and Mass Society in Weimar Berlin*, Ann Arbor 2008.

4 Vgl. auch die Bemerkung von Axel Schildt, dass die Erforschung sozialräumlicher Konstellationen in der Geschichte der Bundesrepublik ein Forschungsdesiderat darstelle. Axel Schildt, *Die Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland bis 1989/90*, München 2007. Für die französische Forschung gilt das weniger. Siehe v. a. die – meist von Soziologen – verfasste Literatur zum Bild der Stadt in den französischen Sozialwissenschaften, wie u. a. Michel Amiot, *Contre l'état, les sociologues. Éléments pour une histoire de la sociologie urbaine en France (1900–1980)*, Paris 1986; Bernard Lepetit/Christian Topalov (Hg.), *La ville des sciences sociales*, Paris 2001; Jean-Charles Depaule (Hg.), *Les mots de la stigmatisation urbaine*, Paris 2006.

5 Zu den aktuellen Verortungen von Armut im urbanen Raum in der Soziologie siehe die Beiträge in Hartmut Häußermann/Martin Kronauer/Walter Siebel (Hg.), *An den Rändern der Städte. Armut*

ten oder in denen Menschen lebten, deren Einkommen und Lebenschancen weit unter dem Durchschnitt lagen. Allerdings erlangten nur bestimmte Viertel, Bewohner und Lebensbedingungen den Status eines »Problems«, das öffentliche Aufmerksamkeit erforderte. Journalisten und Sozialwissenschaftler beschrieben ethno- und sozio-räumliche Konstellationen nicht einfach, sondern sie trugen zu ihrer Konstruktion als soziale Tatsachen bei und beeinflussten auf diese Weise politische Entscheidungen und Praktiken. Dieser Prozess der Herstellung urbaner Problemzonen steht im Zentrum der Analyse.

Es war nicht allein eine Folge bestimmter Belegungspolitiken oder das Resultat eines fehlgeschlagenen öffentlichen Wohnungsbaus, dass Großsiedlungen, wie sie seit den fünfziger Jahren an den Rändern zahlreicher französischer und westdeutscher Großstädte entstanden, zum Inbegriff der Lebensumgebung ärmerer Schichten wurden. Vielmehr ist deren soziale Entwicklung, die sich im Übrigen von Großsiedlung zu Großsiedlung deutlich unterschied, nur im Zusammenhang mit der massiven öffentlichen Kritik durch Journalisten und Sozialwissenschaftler zu verstehen, die in Frankreich in den frühen sechziger Jahren, in Deutschland in den späten sechziger Jahren einsetzte. Wenn sich einige der Siedlungen in den folgenden Jahrzehnten zu sozialen Brennpunkten entwickelten, war dies unter Umständen eher eine Folge ihres schlechten Images, als dass ihr schlechtes Image Folge der herrschenden Wohnverhältnisse war.

Gemeinhin wird angenommen, dass Sozialwissenschaftler gesellschaftliche Zustände beschreiben, wie sie sind. Die historische Forschung geht hingegen mittlerweile davon aus, dass sie zum einen stets von der öffentlichen Meinung, von politischen Debatten und dem akademischen Umfeld geprägt wurden, und

sie zum anderen im Laufe des 20. Jahrhunderts selbst beeinflussten, wie über gesellschaftliche Zustände nachgedacht und wie damit umgegangen wurde.⁷ Sozialwissenschaftler machten sich das Aufzeigen gesellschaftlicher Probleme zur Aufgabe und trugen ihrerseits, so die Annahme, zur Wahrnehmung und Herstellung gesellschaftlicher Probleme bei.⁸ Allerdings interpretieren Historikerinnen und Historiker bis dato oft das reine Vorhandensein wissenschaftlicher Untersuchungen, die praxisnah argumentieren, als Ausdruck einer im Laufe des 20. Jahrhunderts wachsenden Bedeutung der wissenschaftlichen Forschung für alle Handlungsfelder. Doch muss sich die Geschichtswissenschaft mehr den Verflechtungen zwischen Wissenschaft, Medien und Politik zuwenden, um die »gesellschaftliche Produktion und Zirkulation von Wissen« angemessen erfassen zu können.⁹ Schließlich waren es die Massenmedien, die wissenschaftliche Argumente politischen Akteuren und einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machten, und es waren medial verbreitete Bilder und Texte, an denen sich politische Debatten vielfach entzündeten oder sich Sozialwissenschaftler bei ihrer Forschung orientierten.

Auch in dem eingangs zitierten *Spiegel*-Artikel zog die Autorin die Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Studien und die Stellungnahmen von Experten heran, um ihre Thesen zu sozialer Ungleichheit in der Bundesrepublik zu entwickeln. Dementsprechend untersuche ich in meinem Projekt die Auseinandersetzung mit prekären Vierteln in drei Feldern: in den Sozialwissenschaften anhand wissenschaftlicher Studien und Gutachten, in den Medien anhand der Berichterstattung in ausgewählten überregionalen Zeitungen und Fernsehsendungen und in der Kommunalpolitik anhand der Maßnahmen in ausgewählten Vierteln. Als lokale Fallbeispiele dienen im französischen Fall zwei Großsiedlungen in der Pariser Region, Sarcelles und La Courneuve, sowie im deutschen Fall das Märkische Viertel in Westberlin und Hamburg-Mümmelmannsberg, die jeweils zur Entwicklung innerstädtischer Sanierungsgebiete in Bezug gesetzt werden.

Um Problemviertel vor Ort zu untersuchen, blickten die Experten zunächst ins Ausland. Die mit der Stadtplanung und ihren Folgen befassten Experten, wie Städteplaner und Soziologen, waren über nationale Grenzen hinaus miteinander vernetzt, und sowohl der Aufstieg der städtebaulichen Ideale der Moderne als auch die Abkehr von diesen Idealen, die in den sechziger Jahren einsetzte, vollzog sich im Austausch mit der städtebaulichen

7 Die Analyse von Verwissenschaftlichungsprozessen orientiert sich in Deutschland maßgeblich an den Beiträgen von Lutz Raphael. Siehe v. a. Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), S. 165–193. Zur Arbeit mit dem Verwissenschaftlichungsbegriff in der Zeitgeschichte siehe u. a. die Beiträge in: *Archiv für Sozialgeschichte* 50 (2010).

8 Hierzu aus soziologischer Sicht: Andreas Kieserling, Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie des soziologischen Wissens, Frankfurt am Main 2004. Für eine historische Perspektive auf den Einfluss der Soziologie auf Beschreibungen der deutschen Gesellschaft siehe Paul Nolte, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München 2000.

9 Vgl. die Formulierung bei Philipp Sarasin, Was ist Wissensgeschichte?, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36 (2011), S. 159–172, hier S. 164. Zu dem Versuch, sich stärker den Wechselwirkungen von Sozialforschung und Medien zuzuwenden, vgl. die Beiträge in Christiane Reinecke / Malte Zierenberg (Hg.), *Vermessungen der Mediengesellschaft im 20. Jahrhundert*. Themenheft. *Comparativ* 21 (2011) 4.

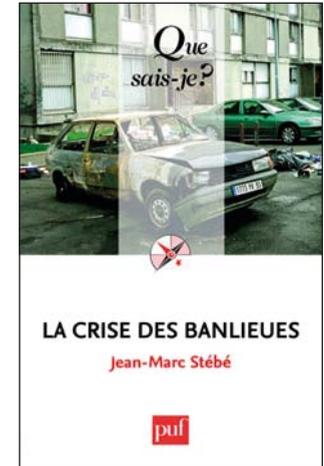
Entwicklung anderer Länder.¹⁰ Wie zeitgenössische Akteure im fortgeschrittenen 20. Jahrhundert urbane Entwicklungen deuteten, hing demnach mit der Produktion von Wissen über die urbanen Entwicklungen in *anderen* Gesellschaften zusammen. Das gilt insbesondere für Frankreich und Westdeutschland, die nach dem Krieg mit einer ausgeprägten Wohnungsnot kämpften und in ihrer ambitionierten Wohnungspolitik und den Erfahrungen von Wirtschaftswunder und *Trente Glorieuses* entscheidende Parallelen aufwiesen.¹¹ Die Verhältnisse im jeweiligen Nachbarland wurden im Bereich der Stadtplanung und des Wohnungsbaus rege verfolgt, zumal seit der Zwischenkriegszeit enge Verbindungen zwischen den französischen und deutschen Protagonisten der architektonischen Moderne bestanden.

Die Entwicklungen in beiden Ländern gleichen sich jedoch nicht in allen Punkten. Zwar ist »die banlieue« heutzutage weit über Frankreichs Grenzen hinaus zu einem Inbegriff für soziale und ethnische Konflikte geworden, aber die wiederholten Ausschreitungen in den französischen Vorstädten haben in Westdeutschland kein wirkliches Pendant. Angesichts der engen Verknüpfung von Migration, Gewalt und Ungleichheit, für die die Hochhaussiedlungen »der banlieue« in der französischen Öffentlichkeit mittlerweile stehen, dürfte der Historikerin Annie Fourcaut zuzustimmen sein, wenn sie von einer »Hyperlokalisierung der sozialen Frage« in Frankreich spricht.¹² Denn tatsächlich ist die *banlieue* der *grands ensembles* spätestens in den neunziger Jahren zum Inbegriff einer fundamentalen Bedrohung der französischen Gesellschaft geworden. Auch in Deutschland ist der Ruf randständiger Hochhaussiedlungen alles andere als gut und vielen innerstädtischen Vierteln mit einem hohen Migrantenanteil hängt noch immer das Image sozialer Brennpunkte an,

doch gibt es dort keine sozialräumlichen Formationen, die als ähnlich gefährlich gelten wie die französischen Vorstädte und die in ähnlicher Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Umso interessanter ist es, sich angesichts der anfänglichen Parallelen und späteren Unterschiede aus einer vergleichenden Perspektive mit der westdeutschen und der französischen Entwicklung seit den fünfziger Jahren zu befassen und zu untersuchen, inwiefern der Umgang mit urbanen Konfliktzonen in den beiden Ländern sich ähnelte, unterschied und miteinander verflochten war.

In dem einen wie dem anderen Fall wurden die Debatten über Problemviertel transatlantisch beeinflusst. Um 1990 sprachen Medienvertreter, Soziologen und Politiker in Westdeutschland und Frankreich mit den gleichen oder zumindest sehr ähnlichen Begriffen über sozialräumliche Entwicklungen. In beiden Ländern war vor allem in den Sozialwissenschaften, aber auch in den Massenmedien von Segregation, Exklusion und Marginalisierung die Rede.¹³ In erster Linie lag das daran, dass in Frankreich ebenso wie in Westdeutschland die segregierten US-amerikanischen Großstädte im Laufe der sechziger Jahre zu festen Referenzpunkten einer krisenhaften Auseinandersetzung mit urbanen Räumen wurden. Die Diskussion über urbane Probleme entwickelte sich in einem transatlantischen Rahmen. Für die Medien galt das ebenso wie für die Sozialwissenschaften. Schließlich orientierten sich westdeutsche und französische Soziologen bei der Analyse sozialräumlicher Entwicklungen maßgeblich an der amerikanischen Stadtsoziologie. Insofern ist es wenig überraschend, dass sich die Begriffe und Konzepte glichen, mit denen dort über urbane Räume und soziale Formationen gesprochen wurde.¹⁴

Die Überschneidungen sind dennoch bemerkenswert. Schließlich waren Segregation, Ghettoisierung



Eine von zahlreichen soziologischen Studien, die sich in den 1990er Jahren mit den französischen Vorstädten als Inbegriff sozialer Probleme befasste. Quelle: Buchcover zu Jean-Marc Stébé, *La crise des banlieues: sociologie des quartiers sensibles*, Paris 1999

10 Zum Auf- und Abstieg des »internationalen Stils« in der modernen Architektur siehe Eric Paul Mumford, *Defining Urban Design: CIAM Architects and the Formation of a Discipline 1937–1969*, New Haven 2009; Peter Hall, *Cities of Tomorrow. An Intellectual History of Urban Planning and Design in the Twentieth Century*, 3. Aufl., Oxford 2002, v. a. S. 218–261.

11 Das französische Pendant zu den »Wirtschaftswunderjahren« ist die Rede von den »Trente Glorieuses«, den glorreichen dreißig Jahren von der Mitte der vierziger bis zur Mitte der siebziger Jahre. Verbreitung erfuhre die Formulierung durch die Studie von Jean Fourastié, *Les Trente Glorieuses ou La révolution invisible de 1946 à 1975*, Paris 1979.

12 Annie Fourcaut, *Pour en finir avec la banlieue*, in: *Géocarrefour* 75 (2000), S. 101–105, hier S. 103. Zur Konstruktion der »banlieue als Problem« in der französischen Soziologie siehe vor allem die Studie von Sylvie Tissot, *L'état et les quartiers. Genèse d'une catégorie de l'action publique*, Paris 2007. Siehe zudem Mustafa Dikeç, *Badlands of the Republic. Space, Politics and Urban Policy*, Malden 2007.

13 Uta Gerhardt hat die Orientierung der westdeutschen Soziologie an den USA besonders hervorgehoben: Uta Gerhardt, *Soziologie im zwanzigsten Jahrhundert. Studien zu ihrer Geschichte in Deutschland*, Stuttgart 2009.

14 Helmut Berking, *Local Frames and Global Images – Nation State and New Urban Underclass: Über die Globalisierung lokaler Wissensbestände*, in: Martina Löw (Hg.), *Differenzierungen des Städtischen*, Opladen 2002, S. 107–121; Didier Fassin, *Exclusion, underclass, marginalidad. Figures contemporaines de la pauvreté urbaine en France, aux États-Unis et en Amérique latine*, in: *Revue française de sociologie* 37 (1996), S. 37–75; Christiane Reinecke, *Auf dem Weg zu einer neuen sozialen Frage? Ghettoisierung und Segregation als Teil einer veränderten Krisensemantik der 1970er Jahre*, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 2/2012, S. 110–131.

und Exklusion ursprünglich ortsgebunden, anhand spezifischer Städte und Gesellschaftsstrukturen entwickelt worden. Doch wurden die auf US-amerikanische Städte bezogenen Konzepte zunehmend auf französische und westdeutsche Städte übertragen. Dieser intensivierte Wissenstransfer legt nahe, dass die verschiedenen Länder sich im fortgeschrittenen 20. Jahrhundert in ihrer Auseinandersetzung mit urbanen Entwicklungen einander annäherten.¹⁵

Den Zusammenhang von Urbanem und Transnationalem, der damit in den Blickpunkt rückt, hat für das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts vor allem die – primär soziologische – Forschung zu *global cities* und postfordistischen Städten behandelt.¹⁶ Sie hat den Blick auf Prozesse der Deindustrialisierung und Dezentralisierung in den siebziger und achtziger Jahren gelenkt und auf die Anstrengungen der Städte aufmerksam gemacht, ihre ökonomischen Kapazitäten auszubauen. Soziologen wie Saskia Sassen machen drei Schwerpunkte der sich verändernden Struktur von Städten aus, indem sie erstens auf den wachsenden globalen Wettbewerb, aber auch auf die wachsende Vernetzung zwischen Städten verweisen und deren partielle Lösung aus nationalen Zusammenhängen anführen. Zweitens heben sie anhand von Stichworten wie »public-private Partnerschaft« und »urbanem Unternehmertum« die sich verändernde Struktur der städtischen Verwaltung hervor. Drittens schließlich gehen sie von einem Abbau sozialer Sicherungssysteme sowie einer wachsenden sozialen Polarisierung der Bewohnerschaft aus. Wie genau sich gerade die letztgenannte Entwicklung vollzog, bleibt jedoch meist außen vor. Auch, um diese Thesen aus historischer Sicht anhand der eigenen Forschungsergebnisse diskutieren zu können, behandle ich in meiner Studie den Zeitraum von den fünfziger bis zu den frühen neunziger Jahren, lege

den Schwerpunkt aber auf die siebziger und achtziger Jahre. Den Schlusspunkt bilden die frühen neunziger Jahre, in denen sich die Diskussion in Frankreich endgültig hin zu einer Problematisierung der *banlieue* verschob, während in Deutschland die Wiedervereinigung einen grundlegenden Wandel in der Auseinandersetzung mit sozialer Ungleichheit einleitete.

Unter Überschriften wie »Nach dem Boom« hat die jüngere zeithistorische Forschung die soziale und ökonomische Entwicklung der siebziger Jahre als eine Krise der Industrie- und Lohnarbeitsgesellschaft analysiert und in diesem Zusammenhang auf eine wachsende soziale Polarisierung aufmerksam gemacht.¹⁷ Allerdings hat Martin H. Geyer Recht, dass in der bisherigen Erforschung der siebziger und achtziger Jahre »zeitgenössische Diskurse und Lebenswelten eher im Hintergrund« stehen.¹⁸

Tatsächlich ist es notwendig, auch in der Zeitgeschichte stärker als bisher die Erfahrungen und Wahrnehmungen der Zeitgenossen zu historisieren. Nur dann wird verständlich, was aus ihrer Sicht gesellschaftliche Probleme waren, die politisches Handeln erforderlich machten, und inwiefern sich auch in ihrer Wahrnehmung ein fundamentaler Wandel der eigenen Gesellschaft vollzog. Die Auseinandersetzung mit prekären Vierteln an der Schnittstelle von Wissenschaft, Politik und Medien jedenfalls legt nahe, dass Bedenken hinsichtlich einer Polarisierung der Gesellschaft im urbanen Raum früher einsetzten als in der historischen Forschung zu sozialer Ungleichheit bisher behauptet. Dort wird als Wendepunkt der Auseinandersetzung mit Armut und Prekarität auf den Ölpreisschock und eine wachsende Arbeitslosigkeit verwiesen. Im Zusammenhang mit der Entwicklung der Städte, die stets auch als soziale Entwicklung gedeutet wurde, spricht jedoch vieles dafür, dass (zumindest

15 Zu dem Plädoyer, sich Städten aus einer wissenschaftlichen Perspektive zu nähern und sich vor allem mit der Geschichte der Namen und Begriffe zu befassen, mittels derer Städte und städtische Viertel beschrieben wurden, siehe Christian Topalov, Introduction. Les divisions de la ville: une approche par les mots, in: Ders. (Hg.), Les divisions de la ville, Paris 2002, S. 1–5.

16 Grundlegend für diese Debatte: Saskia Sassen, *The Global City*. New York, London, Tokyo, 2. Aufl., Princeton 2001. Siehe hierzu zudem Hartmut Häußermann, Sozialräumliche Polarisierung und Exklusion in der »europäischen Stadt«, in: Friedrich Lenger / Klaus Tenfelde (Hg.), *Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion*, Köln 2006, S. 511–52; Helmuth Berking / Richard Faber (Hg.), *Städte im Globalisierungsdiskurs*, Würzburg 2002, sowie aus historischer Perspektive Pierre-Yves Saunier / Shane Ewen (Hg.), *Another Global City. Historical Explorations into the Transnational Municipal Moment, 1850–2000*, New York 2008.

17 Niall Ferguson u. a. (Hg.), *The Shock of the Global. The 1970s in Perspective*, Cambridge 2010; Konrad H. Jarausch (Hg.), *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008; Anselm Doering-Manteuffel / Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2008. Zur Auseinandersetzung mit den siebziger Jahren in Frankreich siehe Robert Frank u. a., *Les années grises de la fin de siècle*, in: *Vingtième Siècle. Revue d'histoire*. Themenheft 84 (2004).

18 Martin H. Geyer, *Auf der Suche nach der Gegenwart. Neue Arbeiten zur Geschichte der 1970er und 1980er Jahre*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 50 (2010), S. 643–669, hier S. 648.

19 Robert Castel, Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, Konstanz 2000.

ANMERKUNGEN

- 1 Überarbeitete Fassung meines Vortrags am 9.11.2012 auf der interdisziplinären Tagung »Stadt – Image – Identität. Konstruktion und Wandel von Städtebildern im 19. Jahrhundert«, organisiert im Rahmen der Doktorandenprogramme PromoHist und ProArt an der Ludwig-Maximilians-Universität München.
- 2 Gerd Thumser, Heimweh nach München. Das Schicksal der emigrierten jüdischen Bürger Münchens, hg. v. Presse- und Informationsamt der Landeshauptstadt München, München 1967.
- 3 Interfraktioneller Antrag über Maßnahmen zum Abbau des Rassen- und Völkerhasses vom 19.1.1960, Stadtarchiv München: Direkt. 22 – Nr. 3/18.

in Westdeutschland) die Wahrnehmung einer Krise bereits um 1970 einsetzte.

In jedem Fall übersehen historische Analysen, die den Umgang mit sozialer Ungleichheit allein auf nationaler Ebene anhand eines übergreifenden ökonomischen Wandels und einer wechselnden Gesetzeslage zu fassen versuchen, dass es in der Bundesrepublik und in Frankreich vielfach der Nahraum Stadt war, auf den sich die Auseinandersetzung mit sozialer Ungleichheit bezog bzw. von dem sie ausging. Mit der Untersuchung verrufener Viertel in beiden Ländern hoffe ich, die bis dato vor allem von oben untersuchten »Metamorphosen der sozialen Frage« in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stärker von unten anhand der konkreten Wissensbestände und Strategien zu verstehen, auf die Zeitgenossen in diesem Nahraum Stadt zurückgriffen.¹⁹

»HEIMWEH NACH MÜNCHEN«¹

Städtische Einladungen für Verfolgte des Nationalsozialismus als Geschichts- und Imagepolitik in den sechziger Jahren

Heimweh nach München« – das war der Titel einer Broschüre, die München 1965 über das Einladungsprogramm für »ehemalige Münchner Bürger« herausgab.² Die Einladungen der Stadt an auf Grund »ihres jüdischen Glaubens oder ihrer Rasse«³ Verfolgte waren dabei die ersten ihrer Art in der Bundesrepublik. Diese Form der Annäherung war 1960 vom Stadtrat beschlossen worden. Damit nahm München fünfzehn Jahre nach Kriegsende und der Befreiung der Konzentrationslager Kontakt zu einstigen Bürgern im Ausland auf, denen zwischen 1933 und 1945 die Flucht gelang oder die deportiert worden waren, Konzentrationslager überlebt hatten und anschließend ins Ausland gegangen waren.

Zunächst plante die Stadt zehn Personen jährlich für 14 Tage einzuladen. Dabei übernahm München die Reisekosten zwar nicht, bezahlte jedoch die Unterkunft, ein Tagesgeld sowie beispielsweise einen Konzert- oder Opernbesuch. Zudem empfing der Oberbürgermeister die Gäste im Rathaus. Schnell stieg die Zahl der Einladungen an, denn die Nachfrage war groß. Während sich 1961 nur drei Personen auf Einladung der Stadt in München aufhielten, waren es Mitte der sechziger Jahre schon über 50 Personen im Jahr, derweil das Direktorium der bayerischen Landeshauptstadt Kontakt zu über 500 Einzelpersonen und Familien pflegte. So viele einstige Münchner antworteten auf die Aufrufe, die die



Das Titelbild verweist auf eines der Wahrzeichen der Stadt und eines der Symbole der »alten Heimat«: die Frauenkirche (im Hintergrund der Turm des Stachus).
Quelle: Thumser, Heimweh nach München, München 1967.

- 4 Mitteilung des Deutschen Städtetags über »Kontaktpflege zu ehemaligen jüdischen Mitbürgern« vom 8.2.1971, Stadtarchiv München: Direkt. 22 – Nr. 3/18. Sowie Mitteilung des Deutschen Städtetags über »Kontaktpflege zu ehemaligen jüdischen Mitbürgern« vom 5.12.1980, Stadtarchiv München: Direkt. 3/27, 52.
- 5 Anja Krätler, »Dieselbe Stadt – Und doch eine ganz andere.« Kommunale und bürgerschaftliche Besuchsprogramme für ehemalige Zwangsarbeiter und andere Opfer nationalsozialistischen Unrechts, Berlin 2006. Allerdings bezog Krätler auch Einladungen an ehemalige Zwangsarbeiter in ihre Studie ein. Ein von der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung, Zukunft« zusammengestellter Überblick über bürgerschaftliche und kommunale Einladungsprogramme findet sich unter: <http://www.stiftung-evz.de/static/special/evz/besuchsprogramme/search.php> (Stand: 30.11.2012). Darüber hinaus hat die Zeitschrift *Aufbau* in einer Sonderausgabe bereits in den neunziger Jahren viele der Einladungsprogramme beschrieben: »Besuch in der alten Heimat« – Eine Dokumentation des *Aufbau* über Besuchsprogramme deutscher Gemeinden für ihre ehemaligen jüdischen Bewohner, *Aufbau*-Sonderausgabe vom 28. Oktober 1994. Eine der wenigen Veröffentlichungen über die Einladungsprogramme liegt vor von Wolfgang Benz, *Rückkehr auf Zeit. Erfahrungen deutsch-jüdischer Emigranten mit Einladungen in ihre ehemaligen Heimatstädte*, in: *Das Exil der kleinen Leute*, hg. v. ders., Frankfurt am Main 1994, S. 410–419.

Stadt in deutschsprachigen Emigrantenzeitschriften veröffentlicht hatte.

Schon bald nachdem München als erste Stadt in der Bundesrepublik Einladungen an ehemalige Verfolgte im Ausland ausgesprochen hatte, erkundigten sich andere Städte nach dem Programm der Bayerischen Hauptstadt, weil einstige Bürger die Stadtregierungen ihrer früheren Wohnorte auf die dortige Initiative aufmerksam gemacht hatten und nun ebenfalls eine Einladung wünschten. Einige Städte griffen die Idee auf und eine Umfrage des Deutschen Städtetags im Jahr 1970 erfasste 17 westdeutsche Städte, die einluden bzw. Einladungen planten. 1980 dokumentierte der Städtetag dann bereits Einladungsprogramme in 34 Städten.⁴ Die meisten Programme entstanden aber in den achtziger Jahren. 2006 zählte die Historikerin Anja Krätler in einer Umfrage weit über 300 Initiativen,⁵ womit es sich bei den Einladungen meist jüdischer Emigranten um ein deutschlandweites Phänomen handelte.

Die hier präsentierten vorläufigen Ergebnisse stammen aus meinem Dissertationsprojekt, in dem ich die Einladungsinitiativen in München, (West-)Berlin und Hamburg vergleiche und den Unterschieden und Gemeinsamkeiten lokaler Erinnerungskulturen nachgehe; ein in der Forschung bisher wenig beachteter Ansatz.⁶ In der Arbeit untersuche ich einerseits die städtische Ebene, andererseits die Ausgestaltung der Beziehungen zwischen den Städten und den einstigen Bürgern sowie drittens die Reaktionen der Eingeladenen, wobei der Fokus nachfolgend auf den städtischen Entwicklungen liegt.

Thematisch schließt die Untersuchung der Einladungsinitiativen an die Bereiche »Wiedergutmachung«, städtische Geschichtspolitik und Erinnerungskulturen sowie den gesellschaftlichen und individuellen Umgang mit Erinnerungen an.

Im Folgenden steht am Beispiel der titelgebenden Broschüre das Münchner Einladungsprogramm im Mittelpunkt – wobei auch andere Quellen mitbezogen werden. Die knapp 30 Seiten umfassende Broschüre verfasste der Münchner Journalist und Autor Gerd Thumser im Auftrag des »Presse- und Informationsamts der Landeshauptstadt München«. Darin wird deutlich, wie die Stadt das Programm in der Öffentlichkeit präsentiert sehen wollte.⁷ Das Zielpublikum der Broschüre waren unter anderem die Münchner Emigranten. Nachfolgend zeige ich erstens auf, wie sich die Anfänge der Initiative in München und der Bundesrepublik verorten (»München reicht die Hand«), bevor zweitens die Form der Kontakte zwischen Eingeladenen und politischen Repräsentanten skizziert wird (»Eine Kluft wird überbrückt«). Drittens geht es um die in der Broschüre dargestellte Heimatsehnsucht der Emigranten (»Danach sehne ich mich ...«) und viertens um die Art und Weise, in der die Zeit des Nationalsozialismus in der Broschüre thematisiert wird (»Jahre der Scham«).⁸ Danach folgt ein knapper Vergleich mit den Einladungsprogrammen in Hamburg und Berlin, um Spezifika für München aufzuzeigen und auf Besonderheiten städtischer Erinnerungskulturen zu sprechen zu kommen. Abschließend stellt sich die Frage, inwiefern Erinnerungskulturen und städtische Identitäten sich wechselseitig beeinflussen und in diesem Zusammenhang lässt sich auch fragen, inwiefern das »Label« von München als »Hauptstadt der Verdrängung« eine Rolle spielte.⁹

Die Analyse des Hamburger Einladungsprogramms hat bereits gezeigt, dass vor allem zu Beginn der Kontaktaufnahme Mitte der sechziger Jahre der erwartete positive Effekt für das Ansehen der Stadt – insbesondere im Ausland – eine wichtige Rolle spielte.¹⁰ Das gilt auch für München, was unter anderem daran deutlich

- 6 Vgl. Malte Thießen, Lübecks »Palmarum« und Hamburgs »Gomorrha«. Erinnerungen an den Luftkrieg im Städtevergleich, in: *Das Gedächtnis von Stadt und Region. Geschichtsbilder in Norddeutschland*, hg. v. Janine Fuge / Rainer Hering / Harald Schmid, München, Hamburg 2010, S. 61–89. Dabei setzt sich Thießen jedoch nicht mit der Erinnerung an die NS-Opfer, sondern mit dem Gedenken an die »eigenen« Opfer auseinander. Ein Beispiel für einen länderübergreifenden Städtevergleich stellt ein Aufsatz von Klaus Neumann dar. Darin vergleicht der Autor den Umgang mit der NS-Vergangenheit in der deutschen Stadt Salzgitter mit der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Aboriginen in Geraldton, Australien. Klaus Neumann, *Haunted Lands*, in: *UTS Review* 6/1 (2000), S. 64–79.
- 7 Der damalige Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel erwähnt das Programm in seiner Veröffentlichung »Die Amtskette« im Kapitel »Feste und Empfänge, Reden und Repräsentationen«. Hans-Jochen Vogel, *Die Amtskette. Meine 12 Münchner Jahre. Ein Erlebnisbericht*, München 1972, S. 261–263.
- 8 So lauten die Kapitelüberschriften in der Broschüre.
- 9 So eine Kapitelüberschrift bei Andreas Heusler, *Das Braune Haus. Wie München zur »Hauptstadt der Bewegung« wurde*, München 2008, S. 295. Heusler bezieht sich hier wiederum auf den Künstler Wolfram Kastner und dessen Aktion, in der dieser den neu begrüntem Königsplatz in Erinnerung an die Bücherverbrennung mit einem (auf Wunsch der Stadt temporären) Brandfleck markierte und beschilderte mit »Deutscher Rasen – amtlich geschützt vor der Erinnerung.

München, Hauptstadt der Verdrängung, 2003«. Ebd. S. 312. Zum baulichen Umgang mit der NS-Vergangenheit in München vgl. auch Gavriel D. Rosenfeld, Architektur und Gedächtnis. München und Nationalsozialismus. Strategien des Vergessens, München, Hamburg 2004.

10 Vgl. Lina Nikou, Zwischen Imagepflege, moralischer Verpflichtung und Erinnerungen. Das Besuchsprogramm für jüdische ehemalige Hamburger Bürgerinnen und Bürger, München, Hamburg 2011.

11 Bundeskanzler Konrad Adenauer versprach sich von einem Abkommen mit Israel und den jüdischen Organisationen eine »günstige Wirkung auf die Öffentlichkeit der USA und der Welt«. Constantin Goshler, Wiedergutmachung. Westdeutschland und die Verfolgten des Nationalsozialismus (1945–1954), München, Wien, Oldenburg 1992, S. 310–311.

12 Maria Munzer, Neue Antisemitismuswelle, in: Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung« in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945, hg. v. Torben Fischer / Matthias N. Lorenz, Bielefeld 2007, S. 85–86.

13 Thumser, Heimweh nach München, S. 16.

wird, dass die besagte Broschüre vom Presse- und Informationsamt herausgegeben wurde und damit im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit sowie der städtischen Repräsentation angesiedelt war. Meine These ist somit, dass »Wiedergutmachung« und der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit sehr früh aus Stadtimageüberlegungen eine Rolle spielten – und das nicht nur auf Bundesebene, wo sich schon Bundeskanzler Konrad Adenauer der außenpolitischen Wirkung der »Wiedergutmachungszahlungen« bewusst war.¹¹ Die eingeladenen Emigranten sollten als Multiplikatoren das Bild eines neuen Deutschlands in die Welt tragen, was wiederum auch dem Tourismus zuträglich sein sollte.

»München reicht die Hand«

Wie kam es nun in München zu den Einladungen? Im Winter 1959/60 erregten antisemitische Anschläge in Westdeutschland die Öffentlichkeit und wurden auch im Ausland mit großer Beunruhigung wahrgenommen.¹² Als Reaktion auf diese Anschläge sowie die anschließenden Debatten fasste München 1960, im Rahmen eines so genannten Maßnahmenpakets, den Beschluss, einstige Bürger der Stadt, die im NS verfolgt worden waren, einzuladen. Diese Geste sollte ein Zeichen gegen die antisemitisch motivierten Vorfälle setzen und, wie es in dem Dokument heißt, »zum Abbau des Rassen- und Völkerhasses« beitragen. Die Entscheidung für diesen Beschluss wurde »in seltener Einigkeit« gefällt, wie Thumser in der Broschüre ausführt,¹³ und war schon verabschiedet worden, bevor Hans-Jochen Vogel 1960 Oberbürgermeister wurde. Somit bewirkten akute Entwicklungen und Debatten,

dass München beschloss, einstige Bürger einzuladen. Die Initiative Münchens gehört in den Kreis weiterer Aktionen, die um 1960 in der Bundesrepublik ins Leben gerufen wurden und ein Bekenntnis gegen Antisemitismus darstellen sollten. Ungewöhnlich war aber, dass sich die Einladungen Münchens persönlich an Opfer der nationalsozialistischen Verfolgungen richteten, während in den sechziger Jahren in der Bundesrepublik zunächst vor allem eine Auseinandersetzung mit den Tätern begann.¹⁴

Abgesehen von den geplanten Einladungen für ehemalige Münchner enthielt das Maßnahmenpaket zwei weitere Punkte, die vor allem Israel adressierten. Zum einen sollte ein Schüler- und Lehreraustausch mit Israel, der in der Broschüre ausführlich beschrieben wird, sowie eine verstärkte Behandlung des »Widersinns des Antisemitismus« in den Schulen angeregt werden.¹⁵ Zum anderen sollte das Kulturreferat einen Kulturaustausch mit Israel entwickeln. Die Hinwendung der Stadt zum israelischen Staat erfolgte Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre nicht nur durch das Maßnahmenpaket, sondern wird auch im Programm der seit 1951 von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit organisierten »Woche der Brüderlichkeit« deutlich. Dort wurden seit 1958 verstärkt Themen mit Israel-Bezug behandelt und eine Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit begann sich ebenfalls abzuzeichnen.¹⁶ Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit steuerte zur Broschüre ein Grußwort bei. Die Reise von Oberbürgermeister Vogel nach Israel im Jahr 1964 lässt sich ebenfalls in diesen Zusammenhang einordnen, denn sein Ziel war es, Kontakte in das Land zu fördern. Eindrücke seiner Reise finden sich ebenso in der Broschüre, in denen er unter anderem die notwendige »Aufgabe eines Neubeginns zwischen dem jüdischen und

14 Vor allem wurden zu dieser Zeit strafrechtliche Fragen gesellschaftlich diskutiert, so wie der Ulmer Einsatzgruppenprozess 1957/58, der Eichmannprozess in Jerusalem 1961, die Frankfurter Auschwitzprozesse von 1963 bis 1968 und die Debatten um die Verjährung von Mord in den sechziger Jahren. Zu den Diskussionen um die Verjährungsdebatten insbesondere 1960 und 1964/65, sowie zu den personellen Kontinuitäten in der Justiz und damit zum Umgang mit NS-Tätern vgl. Marc von Miquel, Ahnden oder Amnestieren? Westdeutsche Justiz und Vergangenheitspolitik in den 60er Jahren, Göttingen 2004.

15 Interfraktioneller Antrag über Maßnahmen zum Abbau des Rassen- und Völkerhasses vom 19.1.1960, Stadtarchiv München: Direkt. 22 – Nr. 3/18.

16 Bernd Oberdorfer, Die »Woche der Brüderlichkeit«. Schlaglichter auf die Geschichte der Gesellschaft, in: reden. lernen. erinnern. 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V. München, München 1998, S. 74–80, hier S. 78. Die Gesellschaft gab es in vielen deutschen Städten, wobei sich nach amerikanischem Vorbild in München 1948 die erste Gesellschaft dieser Art konstituierte.

dem deutschen Volk« betont.¹⁷ Somit lässt sich festhalten, dass sich die Adressaten der Maßnahmen im Ausland befanden und zwar in der westlichen Welt, wobei München insbesondere Israel im Blick hatte.

Zu Beginn der Initiative stand dabei auf städtischer Seite anscheinend vor allem der symbolische Wert einer solchen Geste im Mittelpunkt. Denn die Münchner Politiker konnten sich 1960 offenbar nicht vorstellen, dass die Einladungen auf große Resonanz stoßen würden, was daran deutlich wird, dass zunächst nur wenige Einladungen jährlich geplant waren. Das Ziel der Einladungsinitiative auf Münchner Seite wurde in der Broschüre aber deutlich formuliert: »... zu zeigen, daß es weit über die materielle Wiedergutmachung hinaus einen sehr, sehr ernsten Versuch gibt, auch menschlich wieder gutzumachen«¹⁸ und damit einhergehend eine Verbesserung des Images der Stadt im Ausland.

»Eine Kluft wird überbrückt«

Die von der Stadt gewählte Annäherung durch Anzeigen in deutschsprachigen Emigrantenzeitungen beschreibt Thumser dabei als zaghafte Form der Kontaktaufnahme. Denn die Stadt bot den Emigranten in den Aufrufen an, sich zu melden, wenn sie es wünschten. Nicht thematisiert wird allerdings, dass durch das zurückhaltende Vorgehen auf deutscher Seite von Emigranten-seite kaum Ablehnung sichtbar werden konnte. Denn diejenigen, für die Kontakte nach Deutschland nicht in Frage kamen, meldeten sich zumeist nicht. So war die Reaktion auf Seiten der Adressaten, wie es in der Broschüre heißt, herzlich: »Dann kam aber schon bald darauf ein erstes Echo ins Münchner Rathaus. Es waren

buntfarbige Karten, wie sie sich Freunde untereinander schicken, mit frohen Weihnachts- und Neujahrswünschen«¹⁹. Überspitzt formuliert traf eine zurückhaltende und förmliche Annäherung auf deutscher Seite auf den Wunsch vieler Emigranten, einen alten Bekannten – die Stadt – wieder zu treffen. Während sich die Ausgewanderten der Stadt individuell näherten, wurden sie von München meist als eine Gruppe adressiert. Allerdings empfing der Münchner Oberbürgermeister die Besucher fast immer persönlich im Rathaus – eine für die Eingeladenen wichtige symbolische Geste.²⁰

In der Broschüre werden auch das Schicksal und der Besuch von »Norman Gunz. Irgendein[em] Münchner Kind«²¹ beschrieben: sein Leben in München, seine Flucht nach Großbritannien, und die Anfänge dort sowie sein Besuch in München 1964, den er zögernd antrat. Abschließend kommt die Familie Gunz zu Wort und meint, dass sie die Reise nicht bereut hätten, denn: »Wir haben das Gefühl, daß eine neue Generation von jungen Menschen hier am Werk ist. Das gibt uns große Hoffnung. Gegen all diese Menschen haben wir nichts.«²² Auf die Bedeutung des Generationenwechsels für die jüdische Seite geht auch Hanns Lamm als Stellvertreter der Israelitischen Gemeinde in seinem Grußwort für die Broschüre ein, das überschrieben ist mit »Eine neue Generation wächst heran«.²³ Somit finden sich auch jüdische Stimmen in der Broschüre, die die ambivalenten Gefühle der Emigranten und der Israelitischen Kultusgemeinde Münchens repräsentieren, wobei Lamm mit dem optimistischen Appell endet, dass die »Mauern des Misstrauens« einzureißen seien, damit »der echte Geist der Humanität in München wieder eine Heimstätte findet.«²⁴

Thumser betont in der Broschüre den freundlichen Ton der Korrespondenzen: »Ohne Haß, versöhnlich und liebevoll klingen die meisten Briefe.«²⁵ Weiter führt er aus, dass die ehemaligen Münchner auch Persönlichkeiten der Kunst- und Kulturszene erwähnen, wie Karl Valentin und Lisl



Hans-Jochen Vogel empfängt die Familie Gunz im Rathaus und übergibt ihnen einen Bildband der Stadt München.

Quelle: Thumser, Heimweh nach München, S. 11.

17 Thumser, Heimweh nach München, S. 15.

18 Ebd., S. 18.

19 Thumser, Heimweh nach München, S. 20 – 22.

20 Vogel betont, dass er großen Wert darauf legte, die Besucher, wenn möglich, persönlich zu empfangen, wobei ihn die Gespräche dabei sehr beeindruckt hätten. Vogel, Amtskette, S. 262. Dieser offizielle Empfang durch einen der Bürgermeister wurde auch nach seiner Amtszeit fortgesetzt.

21 Thumers, Heimweh nach München, S. 10.

22 Ebd., S. 12.

23 Dabei ist anzumerken, dass München und auch die anderen Städte vor allem in der NS-Zeit als »rassisch« verfolgte Personen einluden, die zumeist jüdisch waren. Die Selbstdefinition der Angesprochenen kann jedoch natürlich differieren und nicht alle werden sich als jüdisch verstanden haben.

24 Hanns Lamm, Eine neue Generation wächst heran, in: Heimweh nach München, München 1967, S. 3.

25 Thumser, Heimweh nach München, S. 23.

Karstadt, sowie Weiß Ferdl, ein Humorist und »Volks-sänger«, der pikanter- aber auch interessanterweise durchaus mit dem NS-System sympathisiert hatte, was nach 1945 jedoch zunächst unerwähnt blieb.²⁶ An diesem Beispiel wird deutlich, dass die Broschüre eine (für die damalige Zeit durchaus typische) relativ unkritische Sicht auf Münchens »Wahrzeichen« präsentiert, die viele Emigranten zumindest teilweise teilten.

»Danach sehne ich mich ...«

Schon der Titel der Broschüre – »Heimweh nach München« – sowie der Untertitel: »Das Schicksal der emigrierten jüdischen Bürger Münchens« machen deutlich, worauf der inhaltliche Fokus liegt: und zwar auf der Sehnsucht der Emigranten nach München. Das Titelbild verweist außerdem auf eines der Wahrzeichen der Stadt und eines der Symbole der »alten Heimat«: die Frauenkirche. Exemplarischen Ausdruck findet diese Sehnsucht am Anfang der Broschüre in einem Gedicht des Journalisten und Religionswissenschaftlers Schalom Ben-Chorin aus dem Jahre 1957, das den Titel »München« trägt. Darin beschreibt er seine ambivalenten Gefühle gegenüber seiner Geburtsstadt sowie den schmerzhaften Heimatverlust. Vor allem ist das Gedicht aber auch eine wehmütige Liebeserklärung an das München seiner Erinnerungen. Es beginnt mit:

Immer ragst du mir in meine Träume
Meine Jugend – zartgeliebte Stadt,
Die so rauschenden Kastanienbäume
Und das Licht des nahen Südens hat.²⁷

Ben Chorin war 1937 aus München nach Palästina emigriert. Er besuchte die Stadt nach 1945 und erhielt sowohl in seiner Geburtsstadt als auch in anderen deutschen Städten Auszeichnungen für seine Arbeit.²⁸

Ähnlich wie in Ben-Chorin's Gedicht ist Sehnsucht nach München in der Broschüre ein Leitmotiv bei der Darstellung der Emigranten und ihrer Erinnerungen. Die beschriebene Sehnsucht richtet sich dabei an das Imaginäre der Stadt. Das Imaginäre ist im Sinne des Soziologen und Volkskundlers Rolf Lindners ein Bild der Stadt, das mit Bedeutungen und Vorstellungen aufgeladen ist (wie bei Ben Chorin) und im Gegensatz zu einem bewusst geschaffenen Image, das beispielsweise für Werbezwecke geschaffen wird, keine Intentionen verfolgt.²⁹ Jedoch sollten sich das Image und das Imaginäre nicht widersprechen. Ein Image funktioniert vielmehr nur, wenn es sich aus Elementen des Imaginären zusammensetzt. Aus diesem Grund können sich die Sehnsucht der Emigranten und das auf Seiten der Stadt gezeichnete positive Bild Münchens hier auch treffen, wenn Thumser die in den Briefen zum Ausdruck gebrachten Sehnsüchte der Emigranten schildert, und dementsprechend ist die Passage in der Broschüre mit einer Stadtansicht Münchens bebildert.³⁰ Für die aus München Vertriebenen war es möglicherweise einfacher, Sehnsucht nach der Heimatstadt/dem ehemaligen Wohnort, also nach München, zu formulieren, als einer möglichen Sehnsucht nach Deutschland Ausdruck zu verleihen. Die Verbundenheit mit München – mit dem Lokalen – stand im Vordergrund, war aber gleichzeitig von Ambivalenzen geprägt, wie das Gedicht von Ben-Chorin verdeutlicht.

»Jahre der Scham«

Die Sehnsucht der Emigranten nach München steht in der Broschüre den »Jahren der Scham« gegenüber, womit die NS-Zeit gemeint ist. Ein Vorgriff auf die Zeit seit 1918 endet mit der Bemerkung: »Für zwölf schreckliche Jahre senkte sich die Nacht (...) über Deutschland, das gerade seinen jüdischen Bürgern so viel zu verdanken hatte.«³¹ Anschließend beschreibt Thumser Diskriminierung und Verfolgung, wobei das Ende des Kapitels versöhnlich darauf verweist, dass es »gerade in München unendlich viele Beweise für die Hilfe [gebe], die ›arische Freunde‹ ihren bedrängten

26 Heusler, Das Braune Haus, S. 305 – 306.

27 Schalom Ben-Chorin, München, in: Heimweh nach München, München 1967, S. 2. Schalom Ben-Chorin wurde 1913 als Fritz Rosenthal in München geboren. Er starb 1999 in Jerusalem.

28 Das Arbeitszimmer des Wissenschaftlers ist mittlerweile im Münchner Stadtarchiv zu besichtigen, was ebenfalls den Stolz seiner Geburtsstadt auf diesen berühmten Münchner deutlich macht.

29 Rolf Lindner, Textur, *imaginaire*, Habitus – Schlüsselbegriffe der kulturalanalytischen Stadtforschung, in: Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung, hg. v. Helmuth Berking/Martina Löw, Frankfurt am Main, New York 2008, S. 83 – 94, hier S. 86.

30 Thumser, Heimweh nach München, S. 4.

31 Ebd.

Mitbürgern angedeihen ließen«, und er schließt: »Die Liebe war stärker als der Terror. Und sie ermöglicht nach den Jahren der Scham den neuen Anfang.«³²

In diesen Zitaten finden sich mehrere zeitgenössisch gängige Motive: Zunächst ist die christliche Terminologie von Liebe und Vergebung im Zusammenhang mit der durch den Nationalsozialismus verursachten Schuld vor allem für die frühe Nachkriegszeit durchaus gängig. Dabei wird vom NS abstrakt als dunkle Zeit gesprochen. Diese christlich geprägte Beschreibung der NS-Zeit und ihrer Folgen findet sich auch noch in späteren Veröffentlichungen. Das Motiv der Scham geht ebenfalls auf die frühe Nachkriegszeit zurück und zwar unter anderem auf Theodor Heuss, der in einer Rede 1949 die Kollektivscham der Kollektivschuld der Deutschen gegenüberstellte.³³ Beides ist somit nicht spezifisch für städtische Auseinandersetzungen mit bzw. Veröffentlichungen über den NS. Der Verweis, dass Juden geholfen wurde und dass gerade die Münchner anders gewesen seien als »die anderen«, ist hingegen ein Mythos, wie er sich auch in anderen Städten wie Hamburg und Berlin findet. Bebildert sind die Ausführungen mit einer historischen Aufnahme einer der Münchner Synagogen, die die vergangene Bedeutung der Jüdischen Gemeinde in München repräsentiert, und dem zerstörten Inneren einer Synagoge, wobei dies das einzige Bild ist, dass auf die Täter verweist – zu sehen ist ein SA-Mann.³⁴

Im Rahmen der Einladungen treffen schließlich schmerzhaft aber auch sehnsuchtsvolle Erinnerungen auf die nationalsozialistische Vergangenheit der Stadt – die schmerzhaft Sehnsucht der einstigen Bürger auf der einen sowie Schuld und Scham auf deutscher Seite. Wie Thumser festhält: »Für jeden, der [...] die vielen [...] Briefe aus der Ferne studiert, kommt ein Gefühl der Scham auf: darüber, daß alle diese tapferen Menschen

vergeben haben und den neuen Beginn in der alten Heimat mit Interesse und Verständnis verfolgen.«³⁵ Aus Sicht der Stadt wird die erhoffte Vergebung zwar gewährt, was bei den Beteiligten auf deutscher Seite aber gleichzeitig Scham hervorruft. Beide Seiten wollen das gegenwärtige München jedoch in gutem Licht erscheinen lassen, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven, was die Kommunikation erleichtert bzw. vielleicht auch erst ermöglicht.

Fazit (und Vergleich)

Im Rückblick auf seine Amtszeit wertete Münchens Oberbürgermeister Vogel die Einladungen 1972 als Erfolg: »Wahrscheinlich ist durch den Beschluß des Stadtrats, auf dem diese Kontakte beruhten, mehr für die sogenannte Bewältigung der Vergangenheit getan worden als durch viele spektakuläre und lautstarke Aktionen.«³⁶ Somit stellt die Geste der Stadt aus Sicht eines beteiligten politischen Akteurs ein Beispiel für erfolgreich betriebene städtische Geschichtspolitik dar. Bis heute lädt die Stadt ehemalige Münchner ein, denen ein zweiwöchiger Aufenthalt finanziert wird, soweit sich Personen melden, die im hohen Alter noch reisen wollen und können.

Vergleicht man die Anfänge der städtischen Initiativen, verhielt sich West-Berlin im Gegensatz zu München offensiver: Während die Einladungen in München zunächst in sehr kleinem Umfang ausgesprochen wurden, lancierte West-Berlin 1969 ein umfangreiches Programm und initiierte gleichzeitig eine mehrmals jährlich erscheinende Zeitschrift, die einzig für die einstigen Berliner in der Welt bestimmt war. Natürlich war Berlin aus unterschiedlichen Gründen in einer anderen Position: als Stadt, in der vor 1933 zahlreiche berühmte jüdische Persönlichkeiten lebten und als einstige Heimat der deutschlandweit größten Jüdischen Gemeinde sowie als »Insel« in der DDR, die von der Bundesrepublik unterstützt wurde. Zur »Hauptstadt des Gedenkens« wurde Berlin aber erst in den neunziger Jahren, als die Stadt auch wieder Hauptstadt der vereinigten Bundesrepublik wurde.³⁷ Damit stellt die in Berlin als »Emigrantenprogramm« bekannte Initiative bundesweit die erste größer angelegte Annäherung an Opfer des nationalsozialistischen Regimes dar, bevor die Auseinandersetzung mit und

32 Ebd., S. 9.

33 Vgl. u. a. Ulrich Baumgärtner, Reden nach Hitler. Theodor Heuss – Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, Stuttgart 2001, S. 185 ff.

34 In der Broschüre wird u. a. auch erwähnt, dass die Pogromnacht am 9.11.1938 in München ihren Anfang nahm. Thumser, Heimweh nach München, S. 8.

35 Ebd., S. 20.

36 Vogel, Die Amtskette, S. 262.

37 Vgl. Uwe Neumärker, Monumente und Stolpersteine. Erinnerungslandschaft Berlin, in: Dachauer Heft 25 (2009), S. 206 – 213.

das Interesse für diesen Personenkreis in den achtziger Jahren immer intensiver wurde.

In Hamburg hingegen spiegelten sich eher die »Konjunkturen der Erinnerung«, die für die bundesrepublikanische Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit mittlerweile identifiziert wurden (Zurückhaltung in der Nachkriegszeit, Auseinandersetzung mit den Tätern in den sechziger Jahren, Beginn der Auseinandersetzung mit den Opfern ab 1979/80 und »Memory-Boom« ab den neunziger Jahren),³⁸ auch in der Entwicklung des Besuchsprogramms wider. Denn Hamburgs Erster Bürgermeister Herbert Weichmann sprach sich 1965 zunächst gegen regelmäßige Einladungen aus – unter anderem hatte München der Hamburger Senatskanzlei die Kosten für ein solches Programm mitgeteilt. Weichmann verhielt sich zurückhaltend, obwohl oder vielleicht auch weil er selbst auf Grund seines jüdischen Glaubens verfolgt worden und nach 1945 remigriert war.³⁹ Als um 1980 immer mehr Städte einluden, war es Hamburg aber nicht mehr möglich darauf zu beharren, nur Informationen zu verschicken und lediglich vereinzelt Einladungen auszusprechen. Der Konkurrenzdruck zwischen den Städten war so groß, dass die Hansestadt ab 1981 regelmäßig Besuchsgruppen willkommen hieß.

Der Vergleich zeigt Spezifika städtischer Erinnerungskulturen, die sich nicht immer an nationalen Entwicklungen orientierten, auch wenn sie darin eingebettet waren, wie die in der Broschüre verwendete Sprache verdeutlicht. Persönliche Kontakte, die für das individuelle Empfinden von »Wiedergutmachung« auf Seiten der Opfer eine Rolle spielten,⁴⁰ waren ebenfalls nur auf städtischer Ebene möglich und dass Emigrierte Sehnsucht nach ihren früheren Wohnorten in Deutschland äußerten, war durch diese lokale Identifikation überhaupt erst denkbar. Dabei war der langsam

stattfindende Generationenwechsel für die Besucher von großer Bedeutung, und auch die Stadt hob den Wandel und gegenwärtige Entwicklungen hervor, wenn sie etwa die Bedeutung aktueller Kontakte nach Israel betonte. Zusätzlich ermöglichten beiderseitige Referenzen auf das Imaginäre der Stadt die Kommunikation zwischen Gastgebern und Gästen, wobei beide Seiten unter anderem auf städtische Traditionen vor 1933 verwiesen. Jedoch lassen meine bisherigen Ergebnisse vermuten, dass dies eher typisch für die Selbstdarstellung von Städten ist und weniger speziell für München.

Abschließend lässt sich festhalten, dass München schon verhältnismäßig früh (s)einen Umgang mit den Opfern des Nationalsozialismus fand. Die Stadt initiierte mit den Einladungen 1960 abseits von »Wiedergutmachungszahlungen« eine damals in dieser Form einmalige Erinnerungsinitiative, die vor allem in Israel für die Bayerische Hauptstadt werben sollte. Jedoch veränderte die Stadt die Form der Einladungen dann in den Folgejahren nicht. Erst in den letzten Jahren wandelte sich der Umgang mit der NS-Zeit in München signifikant. Seit der Errichtung des Jüdischen Zentrums 2006 – und damit verhältnismäßig spät – ist die jüdische Gegenwart (und Vergangenheit) der Stadt wieder sprichwörtlich ins Zentrum gerückt.

38 Vgl. Malte Thießen, *Eingebrannt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005*, Hamburg 2007, S. 23. Sowie Jay Winter, *Die Generation der Erinnerung. Reflexionen über den »Memory-Boom« in der zeithistorischen Forschung*, in: *Werkstatt Geschichte* 30 (2001), S. 5–16

39 Nikou, *Zwischen Imagepflege, moralischer Verpflichtung und Erinnerungen*, S. 27–28.

40 Vgl. im Zusammenhang mit Einladungen von ehemaligen Zwangsarbeitern in Deutschland die Ausführungen von Kerstin von Lingen, *Historische Gerechtigkeit? Deutsche Bemühungen um »Wiedergutmachung« und Opferausgleich, 1945–2005*, in: *Historische Gerechtigkeit. Geschichtspolitik im Vergleich*, hg. v. Claudia Fröhlich / Horst-Alfred Heinrich / Harald Schmid, Stuttgart 2010, S. 45–61, hier S. 58.



Der Protagonist in Goldfinkels Comic in der Dauerausstellung des Jüdischen Museums in München ist von der Einladung der Stadt München zunächst wenig begeistert. Quelle: Comic, in: *Jüdisches Museum München*, hg. v. Jutta Fleckenstein / Bernhard Purin, München u. a. 2007, S. 72–73.

In der Dauerausstellung im Jüdischen Museum findet sich an der Wand sogar ein großflächiger Comic in dem es um das Einladungsprogramm geht. Darin beschreibt der amerikanisch-jüdische Cartoonist Jordan B. Goldfinkel ironisch eine Reise von Sejde, dem »Traditionalisten und

Holocaust-Überlebenden« (in Polen geboren, in München aufgewachsen), und Bernie, dem »Idealisten«, nach München im Rahmen der städtischen Einladungen.⁴¹ Im ersten Comicstrip übergibt der junge Protagonist die Einladung aus München begeistert an den Älteren, der daraufhin nur lakonisch erwidert: »Ich versuche nicht zu denken an das, was die anderen sollen nicht vergessen.«⁴²

Schließlich lässt er sich aber auf die Reise ein und der Comic behandelt die »ambivalenten Gefühle bei der Rückkehr in die ehemalige Heimat München« sowie die »jüdische Identität heute« in Deutschland, greift aber auch in der Bundesrepublik immer noch bestehende Vorurteile gegenüber Juden auf.⁴³ Somit ist das Einladungsprogramm in München mittlerweile (mehr oder weniger) sichtbar, wobei aber der »Zeitzeuge« im Mittelpunkt steht und weniger die Einladung selbst und somit die Politik der Stadt.

41 Comic, in: Jüdisches Museum München, hg. v. Jutta Fleckenstein / Bernhard Purin, München u. a. 2007, S. 72–77. Jordan B. Goldfinkel veröffentlicht in der New Yorker Zeitung »Jewish Weekly« seit 1996 jährlich die Serie »Everything's Relative«.

42 Ebd., S. 72.

43 Ebd., S. 73.

ZEITUNGEN IN DER BIBLIOTHEK DER FZH

Ein interessanter Quellenbestand

Die Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) unterhält drei »Servicebereiche«. Dies sind die Bibliothek, das Archiv und die »Werkstatt der Erinnerung« (WdE). Im Archiv stehen klassische Archivalien, also schriftliche Einzelstücke, aus unterschiedlichen Bereichen für die Nutzung zur Verfügung. Ein besonderer Servicebereich ist die WdE, in der weit über 1500 lebensgeschichtliche Interviews archiviert werden, die seit den 1980er Jahren bis heute geführt wurden. Als dritter Servicebereich bietet auch die Bibliothek für das Quellenstudium interessante Zugänge. Zwar werden dort naturgemäß vor allem die rund 90 000 Bücher im Präsenzbestand nachgefragt, da hier auch spezielle Fachliteratur zur Zeitgeschichte, aber auch ältere Literatur zum Beispiel aus der Weimarer Republik vorhanden ist, die ihrerseits als Quelle dient.

Vor allem die abgeschlossenen Periodika werden häufig für ein Quellenstudium genutzt. Neben vielen Zeitschriften aus dem letzten Jahrhundert gehören dazu auch unterschiedliche Zeitungen, Tages- oder Wochenzeitungen, Vereinszeitungen, Illustrierte, Fachzeitungen, Zeitungen verschiedener politischer oder kultureller Ausrichtung. Die Titel in den Magazinen der Bibliothek reichen vom kleinen Vereins-Mitteilungsblatt bis zur klassischen Tageszeitung. Drei dieser Zeitungen, die zunehmend als Quellen entdeckt und genutzt werden, sollen hier vorgestellt werden, nicht zuletzt als Anregung, die Bestände selbst zu erkunden.

Eine große, wenn auch nicht die auflagenstärkste Tageszeitung waren die »Hamburger Nachrichten«, die seit 1792 als Anzeigenblatt mit unterhaltsamen Geschichten und Kuriosen, dem sogenannten Intelligenzblatt, erschienen. Nur die Zeit der französischen Besetzung Hamburgs unterbrach kurzzeitig ihr Erscheinen. Die Untertitel wechselten, aber die an Umfang und Format zunehmende Zeitung galt bis in die Jahre um 1880

als politisch liberal und merkantil; in ihr schrieben Schriftsteller wie Levin Schücking und Robert Heller. Die konservative Wende kam mit der Bismarck-Ära. Nach Bismarcks Entlassung 1890 wurde der Charakter der Zeitung nationaler und unversöhnlich gegenüber der Sozialdemokratie, bis hin zu rechts-nationalen Positionen. Diese politische Ausrichtung der »Hamburger Nachrichten« galt auch für die Weimarer Republik. Ungefähr seit der Reichstagswahl im September 1930 vertrat das Blatt offen nationalsozialistische Positionen. Obgleich ihr die im Kern immer noch bürgerliche Leserschaft folgte, geriet die Zeitung nach einem kurzzeitigen Aufschwung 1933 schon bald politisch und wirtschaftlich unter Druck, das Anzeigengeschäft wurde schwieriger und die NS-Parteizeitung »Hamburger Tageblatt« übernahm, wengleich zunächst auflagenschwächer, die dominierende Rolle in der Hamburger Zeitungslandschaft. Am 9. März 1939 stellte das traditionsreiche Blatt sein Erscheinen ein. Eine Besonderheit war eine wöchentliche spanische Ausgabe, die ab 1915 erschien und der eine Zeit lang sogar eine portugiesische Ausgabe folgte. Hintergrund war, dass die Zeitung Hamburger Kaufleute im Südamerika-Handel mit spezifischen Informationen versorgen wollte; ein Experiment, das 1924 wieder eingestellt wurde.

Von den 147 Erscheinungsjahren der »Hamburger Nachrichten« hält die Bibliothek der FZH die Ausgaben der Jahre von 1917 bis 1937 bereit. Diese 20 Jahrgänge sind eine oft genutzte Quellenbasis für viele Bibliotheksbesucher. Das große Problem aller Tageszeitungen des 20. Jahrhunderts ist, dass sie auf billigem Papier gedruckt wurden, das bei intensiver Nutzung rasch zerfällt. Aufgrund der starken Nachfrage und aus konservatorischen Gründen wird die Zeitung daher verfilmt. Nutzer können die Zeitung in den Lesesaal bestellen. Ab der Ausgabe 1933 bekommen

sie zurzeit noch die im Original monatsweise gebundenen Bände vorgelegt. Diese unterliegen aus Gründen der Bestandserhaltung einem Kopier- und Scanverbot. Es können aber Fotos ohne Blitzlichtbenutzung gemacht werden.

Die früheren Bände zwischen 1917 und 1932 stehen schon zur Nutzung als Mikrofilme bereit und können bequem elektronisch kopiert werden. Ein Reader-Printer mit Computer und entsprechender Software digitalisiert die gewünschten Artikel und gibt sie als elektronische Datei an den Nutzer aus, der sie kostenlos auf seinem USB-Stick abspeichern kann. Dieses Verfahren schon die Originale und bietet kostenlose und weiter verwendbare Dokumente. Die letzten Jahrgänge der »Hamburger Nachrichten« werden in nächster Zeit gleichfalls verfilmt.

Eine weitere Hamburger Tageszeitung, die in der Bibliothek eingesehen werden kann, ist das bereits erwähnte »Hamburger Tageblatt«, die Zeitung der Hamburger NSDAP. Diese NS-Zeitung hatte zwei Vorgänger. Das waren ab 1928 das »Hamburger Volksblatt« und ab 1929 die »Hansische Warte«. Im Januar 1932 fusionierten beide unter dem neuen Titel »Hamburger Tageblatt«, das von nun an als Tageszeitung erschien. Den Untertitel der Zeitung aus der Zeit vor 1933 »Den Staat zerstört man nicht, man erobert ihn« ließ man nach der nationalsozialistischen Machtübernahme weg. Durch die NS-Prezensur erlangte das »Hamburger Tageblatt« einen erheblichen Bedeutungszuwachs, aber erst 1938 erreichte es eine Auflage von 100 000 Exemplaren. Organisatorisch war die Zeitung als Presseorgan der NSDAP unter einer Dachgesellschaft des parteieigenen Eher-Verlages angesiedelt. Chefredakteur – oder im NS-Deutsch: Hauptschriftleiter – wurde nach Übergangslösungen 1934 Hermann Okraß, später Max Baumann. Die Redaktion war im 1938 neu errichteten Hamburger Pressehaus untergebracht, dem späteren Sitz der »ZEIT«. Hier zierte die »Tageblattkogge«, das Wahrzeichen der Zeitung, bis auf den heutigen Tag das Gebäude, allerdings seit 1945 ohne Hakenkreuz.

Während der schweren Bombenangriffsserie im Juli / August 1943 konnte zwischen dem 25. Juli und dem 17. August 1943 nur eine gemeinsame Notausgabe aller Hamburger Tageszeitungen, die »Hamburger Zeitung«, gedruckt werden; ab dem 1. September 1944 erschien diese dann als Produkt der Kriegsarbeitsgemeinschaft der Zeitungen Hamburgs regelmäßig bis zum 30. April 1945, an dem die letzte reguläre Ausgabe verteilt wurde.

Am 1. und 3. Mai 1945 wurden zu Hitlers Tod und der Kapitulation Hamburgs noch Sonderblätter gedruckt.

Das »Hamburger Tageblatt« ist in unserem Bestand nahezu lückenlos überliefert. Von wenigen Ausgaben im Jahr 1933 abgesehen, ist sie komplett vorhanden und vollständig verfilmt. Zur Benutzung im Leseaal wird sie im Original nicht mehr bereitgestellt. Bestellbar sind Mikrofilme, die im bereits skizzierten Verfahren genutzt werden können. Als nationalsozialistische Veröffentlichung unterliegt die Zeitung der Zweckgebundenheit der wissenschaftlichen, künstlerischen oder journalistischen Nutzung. Kopien, Scans oder andere Vervielfältigungen sind nur zu diesem Gebrauch gestattet.

Das »Hamburger Tageblatt«, als zentrale Zeitung der Nationalsozialisten in Hamburg, stellt eine wesentliche Quelle zur NS-Forschung in Hamburg dar. Die hohe Frequentierung der Zeitung durch Benutzer unterstreicht ihren Stellenwert. Zwar ist die Zeitung auch in anderen Hamburger Bibliotheken verfügbar, allerdings ist die schnelle und unkomplizierte Bereitstellung nach einer Bestellung per Email oder ausgefülltem Bestellschein ein wichtiger Grund für die häufige Inanspruchnahme in der FZH. Aus einzelnen Nachlässen und Übernahmen aus anderen Bibliotheken fallen zudem immer wieder Einzelexemplare an, die vorhandene Lücken schließen helfen.

Die dritte Zeitung, die hier kurz vorgestellt wird, ist das »Hamburger Echo«. Eine SPD- Zeitung mit langer Tradition. Eine wesentliche Wurzel bildete das »Hamburg-Altonaer Volksblatt«, das in der Hamburger Genossenschaftsbuchdruckerei schon seit 1875 erschien. Das »Echo« wurde ab 1887 beim Auer-Verlag verlegt. Eine Unterbrechung des Erscheinens wurde zeitweise durch Bismarcks Sozialistengesetze erzwungen. Von 1878 bis 1890 galt ein Verbot der

Sozialdemokratie in Deutschland und mithin auch der ihr zugerechneten Presseerzeugnisse.

Als Parteizeitung hatte das »Hamburger Echo« einige Besonderheiten. Großer Raum wurde dem Parteileben, dem Arbeitersport und fortschrittlicher Kultur eingeräumt. Klassische Tagespolitik sowie die anderen Sparten einer Tageszeitung mussten sich schon aus Platzgründen unterordnen. Über die »richtige Linie« wachte eine parteieigene Kommission. Zum 3. März 1933 verboten die Nationalsozialisten das Erscheinen des »Hamburger Echo«. Nach Kriegsende erschien die Zeitung am 3. April 1946 erneut. In verschiedener Hinsicht wurde ein Neuanfang versucht. In Zukunft sollte die Zeitung weniger als Parteipublikation wirken, im Kultur- und im Sportteil lockerte die Redaktion vorsichtig die frühere Unterordnung unter politische Vorgaben. Die Umsetzung ließ dann allerdings oft auf sich warten, weiterhin existierten deutliche politische Tabus, spätestens dann, wenn über Parteipolitik oder Politiker berichtet wurde. 1946 mit 216 000 Exemplaren Auflage gestartet, lag man – laut »Spiegel« vom 11. Dezember 1963 – am Ende dieses Jahres bei nur noch 37 000 Exemplaren. Die Zeit des »Hamburger Echo« lief dann trotz verschiedener Rettungsversuche 1966 ab.

Im Magazin der Bibliothek liegen vom »Hamburger Echo« die Jahrgänge von 1887 bis 1933, sowie die Jahre nach dem Krieg bis zum Jahr 1966. Die Zeitung ist bis auf wenige fehlende Nummern vollständig. Die Ausgabenvielfalt, die nach dem Krieg zwischen Morgen- und Abendausgabe, sowie einzelnen regionalen Unterausgaben differierte, wird bei uns allerdings nicht komplett abgebildet. Bis zum Jahre 1948 sind die einzelnen, monatlich gebundenen Bände verfilmt, die späteren Ausgaben liegen noch in Papierform vor. Hier werden wir in nächster Zeit bereits vorhandene 30 mm-Archivrollfilme kaufen, um den Papierbestand archivieren zu können.

Diese Zeitung bildet eine lange Strecke sozialdemokratischer Presseorgane in Hamburg ab. Sie ist eine unverzichtbare Quelle für viele Projekte und zählt zum Kernbestand Hamburger Zeitungen der Bibliothek der FZH.

Die drei Zeitungen ermöglichen einen schnellen Überblick über die politische Bandbreite der Hamburger Tagespresse und liefern so aus unterschiedlichen Perspektiven Anschauungsmaterial, wie Themen über Jahrzehnte hinweg problematisiert und Diskussionen geführt bzw. unterdrückt wurden. Über diese drei »großen« Zeitungen hinaus gibt es in der Bibliothek

KARL-OTTO SCHÜTT
 ■ ZEITUNGEN IN DER BIBLIOTHEK
 DER FZH

besonders aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Vielzahl weiterer Zeitungsbestände, so die »Altonaer Bürgerzeitung« oder die kommunistische »Hamburger Volkszeitung«. Alle Zeitungen können online im Campus-Katalog recherchiert und anschließend per Email in den Lesesaal bestellt werden.

STEPHAN FENDER
 ■ KAFFEE GLOBAL, REGIONAL,
 LOKAL

ANMERKUNGEN

- 1 Berth, Christiane: Kaffeewelten – Netzwerke zwischen Norddeutschland und Zentralamerika.
- 2 Sigmund, Monika: Kaffee – Die Bedeutung des Genussmittels in beiden deutschen Nachkriegsstaaten.
- 3 Wierling, Dorothee: Kaffeewelten – Handel, Verarbeitung und Konsum von Kaffee im norddeutschen Raum im 20. Jahrhundert.

STEPHAN FENDER

KAFFEE GLOBAL, REGIONAL, LOKAL – ZUR GESCHICHTE EINES GENUSSMITTELS IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT

Wissenschaftliche Tagung der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), 6. – 8. Dezember 2012

Der Kaffee, als Handelsware und Genussmittel, treibt seit über 500 Jahren die globale Vernetzung voran – wenn auch auf widersprüchliche Weise, die häufig Spannungen und Konflikte heraufbeschwört. Seit dem späten 19. Jahrhundert gilt seine Verfügbarkeit in Europa und Nordamerika als ein zentraler Indikator für Wohlstand und Normalität. Aus der Sicht des Historikers machen ihn sowohl seine zahlreichen sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Funktionen als auch seine Charakteristik als globale Ware interessant. Folgt man der Warenkette oder *commodity chain* des Kaffees, finden sich zahlreiche Akteursgruppen, die durch ihn global vernetzt, aber dennoch fest in ihre lokalen und nationalen Kontexte eingebunden sind.

An der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) beschäftigten sich in den letzten Jahren gleich drei Projekte mit diesem besonderen Genussmittel: Entstanden sind eine Geschichte der ökonomischen, sozialen und verwandtschaftlichen Netzwerke zwischen zentralamerikanischen und hamburgischen Kaffee-Akteuren im 20. Jahrhundert;¹ eine deutsch-deutsche Vergleichs- und Beziehungsgeschichte des Kaffeekonsums in der Nachkriegszeit;² und eine Sozial- und Mentalitätsgeschichte Hamburger Rohkaffeehändler vom Ersten Weltkrieg bis zu den siebziger Jahren.³ Diese und weitere neuere Forschungen sollten auf der Tagung vorgestellt und vor dem Hintergrund größerer Kontexte, wie der Globalisierungs- oder der Konsumgeschichte, diskutiert werden.

In seiner keynote address: »The Social Life of Coffee – Perspectives and Debates on the History of a Global Commodity« bot Steven Topik im

Hamburger Völkerkundemuseum eine umfassende Einführung in die Historiografie des Kaffees.

Die *historical commodity chain* des Kaffees zeigt, wie sehr sich seine Bedeutung und Funktion im Laufe der Zeit und in verschiedenen Weltteilen wandelte. Seine Bedeutungszuschreibungen waren und sind aber nicht nur vielfältig, sondern auch widersprüchlich. Steht der Kaffee in Europa für Fortschritt und Soziabilität (Kaffeehäuser), so sind die Plantagen und Arbeitsbedingungen in den Produktionsländern ein Symbol für Rückschrittlichkeit und Unterentwicklung. Kaffee erfüllte wichtige spirituelle und religiöse Funktionen bei den Sufi und in Äthiopien, während er im amerikanischen Bürgerkrieg und bei den ottomanischen Heeren vor Wien militärische Bedeutung erlangte und in den Produktionsländern Lateinamerikas nationale Identitäten prägte. Gleichzeitig war er Symbol für das pulsierende öffentliche Leben der Pariser Cafés wie auch für den gut geführten Haushalt der amerikanischen Hausfrau und die Progressivität der Fair-Trade Bewegung. Die *commodity chains*, die diese Regionen und Bedeutungen verbanden, produzierten wiederum selbst neue Praktiken und Bilder um den Kaffee herum. Die Möglichkeiten, diesen Themenkomplex zu untersuchen, sind ebenso vielfältig wie das Forschungsobjekt selbst.

Dem Konglomerat aus Produktion, Handel und Konsum kann man sich über verschiedene interdisziplinäre Ansätze aus den Bereichen Psychologie, Ökonomie, Geografie und Politik nähern, so Topik in seinem Vortrag. Die Frage, wie all diese Aspekte und Funktionen zu einem übergreifenden Bild zusammengeführt werden können, beschäftigte die Konferenz von Beginn an. Zunächst setzten sich die Beiträger in drei Panels am ersten Tag mit den verschiedenen Schritten Produktion, Handel und Konsum auseinander, um dann am nächsten Tag mit Hilfe von Input-Referaten

aus der externen Perspektive der Konsum- und neueren Wirtschaftsgeschichte ein übergreifendes Bild zu erarbeiten.

Schon in den Produktionsländern sind sowohl die Arbeitsbedingungen als auch die gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Funktionen des Kaffees stark ausdifferenziert. Das berüchtigte System der Arbeiteranwerbung (*Enganche*) auf den chiapanekischen Kaffee-Finkas bot um 1900 trotz seiner Gewaltförmigkeit auch Optionen zur Verbesserung der Lebensumstände der indigenen Landarbeiter vor dem Hintergrund von Missernten und Bevölkerungswachstum. Das Bild des gierigen, ausländischen Plantagenbesitzers und der ausgebeuteten, schutzlosen Indigenas muss entsprechend differenziert und auf seine politischen Funktionen hin untersucht werden. So wurde es z.B. im post-revolutionären mexikanischen Diskurs verwendet, um die Kontrolle des Staates über die Kaffeeproduktion auszuweiten (Justus Fenner).

In der Weltwirtschaftskrise und der mit ihr verbundenen Absatzkrise wurde die Bedeutung der Exportware Kaffee für den gesamten lateinamerikanischen Raum in Frage gestellt. Dies führte zu tiefgreifenden Umwälzungen in der Region. Während der Einbruch des Kaffeehandels in Brasilien den Beginn der Importsubstituierenden Industrialisierung (ISI) markierte, konnte diese Entwicklung in Mittelamerika nicht nachvollzogen werden und sämtliche politischen Systeme der Region wurden im »Schwarzen Jahrzehnt« der dreißiger Jahre destabilisiert. Die einzige Ausnahme in der Region bildete Costa Rica, wo es Präsident Ricardo Jimenez (1932–1936) gelang, die Situation auf dem Land zu stabilisieren und gleichzeitig, mitten in der Krise, den kleinen Kaffeebauern und sein Produkt ins Zentrum der nationalen Identität zu rücken (Volker Wunderlich).

Die Bedeutung des Kaffees in nationalen Diskursen und politischen Auseinandersetzungen zeigte sich auch im Konflikt zwischen Guatemala und der BRD in der Frage der während des Zweiten Weltkriegs vorgenommenen Landenteignungen deutscher Plantagenbesitzer. Kaffee stellte in diesem politischen Konflikt das entscheidende Druckmittel dar. Dies ging soweit, dass die deutsche Regierung von 1953 bis 1956 Guatemala mit einem Kaffeeboykott belegte, um die Rückgabe der Ländereien zu erreichen (Christiane Berth).

In seinem Kommentar verwies Hector Perez Brignoli auf eine Reihe offener Forschungsfragen. Trotz der offenkundigen Unterschiede zwischen

den vorgestellten Regionen können Parallelen und übergreifende Entwicklungen festgestellt werden, die aus ähnlichen politischen und ökonomischen Strukturen herrühren. So sei etwa das oft gezeichnete Bild des strikten Gegensatzes z.B. zwischen Großgrundbesitz in Brasilien und Kleinbauern in Costa Rica komplexer. Zugleich müssten die Unterschiede in der Arbeits- und politischen Organisation zwischen Kleinbesitzern in Zentralamerika noch weiter untersucht werden. Folgt man der *commodity chain* weiter, so zeigt sich, dass sich auch im Bereich des Kaffeehandels vor Ort verschiedene Akteure und Strukturen herausbildeten, die mit dem globalen Handel, aber auch mit den jeweiligen lokalen Strukturen auf vielfältige Art interagierten. Offenkundig wird dies etwa am Beispiel der Hamburger Kaffeebörse. Aus dem Wunsch nach räumlicher Kooperation im Freihafen erwachsen nach 1880 institutionelle Strukturen, die den Hamburger Händlern auf dem sich rasant wandelnden globalen Kaffeemarkt Wettbewerbsvorteile verschafften. Diese umfassten vor allem die Informationsbeschaffung über Nachrichtenagenturen aber auch im gleichen Zug die Verknappung von Informationen gegenüber externen Dritten (Laura Rischbieter).

Neben den Institutionen entstanden auch Normen und Praktiken, die sich um das Leitbild der Kaufmannsehre herum entwickelten. Das hanseatisch geprägte Verständnis von Kaufmannsehre galt jedoch vor allem unter den Hamburger Händlern und weniger gegenüber Externen und wurde, ebenso wie die demokratischen Strukturen des »Vereins der am Kaffeehandel beteiligten Firmen«, im Dritten Reich stark in Frage gestellt und ging schließlich unter dem politischen Druck verloren. Trotz zäher Abwehrkämpfe gelang es dem Verein nicht, sich dem Druck nach »Arisierung« und Durchsetzung des »Führerprinzips« zu entziehen.

Das konsequente Schweigen und die Anknüpfung an alte Geschäftsgebaren nach Ende des Zweiten Weltkriegs zeigen, dass es den Kaffeehändlern offensichtlich gelang, diesen Bruch der eigenen Moralvorstellungen abzukapseln (Dorothee Wierling). Die Beispiele des Vereins und der Kaffeebörse in Hamburg zeigen, dass nicht ein abstrakter Markt die treibende Kraft von Globalisierung ist, sondern dass diese vielmehr von interessegeleiteten Menschen gemacht wird. Die Auswirkungen zunehmender staatlicher Eingriffe, politischer Brüche und gesellschaftlicher Strömungen wie z.B. des Antisemitismus zeigen wiederum, dass Marktbeziehungen über weit mehr als ökonomische Faktoren definiert werden müssen, wie Steven Topik in seinem Kommentar anmerkte.

Im ersten Beitrag des Panels »Konsum und Konsumenten« befasste sich Bhaswati Bhattacharya mit dem Kaffeekonsum in Indien. Die übliche Trennung zwischen Produktions- und Konsumländern greift im indischen Fall nicht. Bis in die dreißiger Jahre wurde ein Großteil der indischen Kaffeeproduktion exportiert, doch auch hier führte, wie in den zentralamerikanischen Fällen, der Ausbruch der Weltwirtschaftskrise und des Zweiten Weltkriegs zu tiefgreifenden Änderungen. Die indischen Kaffeeproduzenten reagierten auf das Wegbrechen der globalen Absatzmärkte ab 1935 mit dem Versuch, unter der zentralen Autorität des *Coffee Cess Comitee* (später: *Coffee Board of India*) einen heimischen Absatzmarkt zu schaffen. Da der Kaffee dabei in direkter Konkurrenz zum Tee stand, dessen Konsum im Land bereits seit den 1860er Jahren massiv gefördert wurde, beschloss das *Coffee Board*, sich vor allem auf die urbane Mittelschicht zu konzentrieren und den Konsum etwa durch die Einrichtung von Kaffeehäusern zu befördern. Auch wenn das *Coffee Board* seinen Fokus seit den sechziger Jahren wieder vermehrt auf den Export legte, zu Lasten des heimischen Konsums, blieb diese Entscheidung für die Konsumkultur des Kaffees in Indien prägend und könnte höchstens durch eine neuerliche Marketingkampagne gewandelt werden. Auch Ruben Quaas löste in seiner Präsentation über die Fair-Trade-Bewegung in der BRD die Trennung der einzelnen Abschnitte der *commodity chain* teilweise auf. Zwar stellt Fair-Trade zunächst eine Konsumkultur dar, in dieser nehmen aber die Produktions- und Handelsregime eine entscheidende Rolle ein. War die Bewegung bei ihrer Entstehung zunächst nur ein symbolischer Gegenpol zur herrschenden globalen Wirtschaftsordnung, erreichte sie aber bald eine gewisse ökonomische

Relevanz. Auch politische Ideologie wirkte auf den Fair-Trade ein, als sich etwa in Folge der sandinistischen Revolution der Konsum von guatemaltekischem zu nicaraguanischem Kaffee verschob.

Nach der Vorstellung der verschiedenen empirischen Forschungsprojekte sollte am Samstag ein übergreifender Kontext erarbeitet werden. Aus der Perspektive der Konsumgeschichte (Hannes Siegrist) ließen sich die Fragestellungen noch stark erweitern. Wie steht es zum Beispiel um die Rolle des *citizen consumer*, also des Bürgers, der als Konsument Rechte einfordert und dies gerade in Nationen wie Frankreich, Holland oder den USA, in denen Konsumentenproteste am Anfang einer nationalen Bürgerlichkeit standen? Welche Rolle nimmt der Kaffeekonsum für die Individualität und die Kollektivität ein? Es findet sich vom überall erhältlichen Pappbecher bis hin zum rituellen Verzehr eine Vielzahl verschiedener Konsummuster. Doch welche Faktoren lösen diese regionalen Differenzen in den Bedeutungszuschreibungen aus? Kaffeekonsum kann sowohl mit nationaler Identitätsbildung verknüpft sein – etwa über nationale Qualitätsstandards – als auch mit der Globalisierung von Konsumpraktiken, die zu einer Homogenisierung der Konsumkultur und damit einer Loslösung von nationalen Identitäten führen kann.

Auch andere Perspektiven der Geschichtswissenschaft bieten Ansätze, um die vorgestellten Teilbereiche zu verbinden. Die neuere Wirtschaftsgeschichte (Jakob Vogel) versucht die Bedingungen von Produktion, Handel und Konsum integriert zu betrachten. Ein Beispiel dafür wäre etwa der Aspekt Qualität, der durch Lebensmittelkontrolleure und staatliche Institutionen, etwa den Zoll, durchgesetzt werden soll. Um Qualität sicherstellen zu können, müssen die Akteure sich Wissen über Beschaffenheit und Verarbeitung

von Nahrungsmitteln aneignen, womit sich das gesamte Qualitäts-Regime innerhalb der Kaffeebranche in einem ständigen Prozess der Aneignung und Weitergabe von Wissen befindet. Beim Kaffee treten als Träger von Wissen auch die Kaffeeröster auf, die einen erheblichen Einfluss auf das Endprodukt haben, aber auch schon Kleinbauern und Pflücker haben durch ihr Wissen über Anbau und Ernte großen Einfluss auf die Kaffeeproduktion. Eine neue Perspektive wie diese bindet immer wieder neue Akteure und ihre Praktiken und Ideen in die Geschichte des Kaffees ein.

In der folgenden Abschlussdiskussion wurde die strikte Trennung der drei Bereiche Produktion, Handel und Konsum von Allen als problematisch angesehen. Um eine Gesamtübersicht über die Vielfältigkeit des Kaffees im globalen Maßstab zu erreichen, sind verschiedene Ansätze denkbar, etwa eine Geschichte der Arbeit vom Pflücker bis zum Dienstmädchen oder eine Geschichte des Wissens um die Produktion, den Handel, die Verarbeitung und den Konsum von Kaffee, wie sie bei dem Qualitäts-Regime vorhanden ist; oder ein lokal basierter Ansatz, der von dort aus die globalen Verbindungen und Verflechtungen um die Ware Kaffee untersucht. Der Bewältigung dieser Aufgabe ist die Tagung mit ihren regional und methodisch übergreifenden Beiträgen ein gutes Stück näher gekommen.

INHALT

1. Personal und Gremien der FZH	110
2. Forschung	114
<i>a. Die NS-Herrschaft, ihre Folgen und »zweite Geschichte«</i>	114
<i>b. Das lange 20. Jahrhundert</i>	121
<i>c. Hamburg in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts</i>	122
<i>d. Perspektiven der jüngsten Geschichte (1945–1990)</i>	126
<i>Drittmittel 2012</i>	132
3. Vorträge / Tagungen / Veranstaltungen 2012	132
4. Kooperationsbeziehungen	141
5. Bibliothek	145
6. Archiv	146
7. Werkstatt der Erinnerung – Hamburger Lebensläufe (WdE)	148
8. Veröffentlichungen der FZH	151
9. Veröffentlichungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der FZH	151
10. Rezensionen über Veröffentlichungen der FZH und von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der FZH (Auswahl)	159
11. Vorträge der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der FZH	163
12. Medienecho	171
13. Lehrveranstaltungen	173

1. PERSONAL UND GREMIEN DER FZH

(Stand 31.12.2012)

DIREKTOR (UND VORSTAND)

Prof. Dr. Axel Schildt (für Forschungsprojekt freigestellt
vom 1.10.2011 bis 30.9.2013)
PD Dr. Kirsten Heinsohn (Vertretung)

STELLV. DIREKTORIN (UND STELLV. VORSTAND)

Prof. Dr. Dorothee Wierling

WISSENSCHAFTLICHE MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER

Dr. Knud Andresen
PD Dr. Frank Bajohr
Dr. Claudia Kemper
Dr. Christiane Reinecke (seit 1.2.2012)
Dr. Christoph Strupp
David Templin, M.A.

WERKSTATT DER ERINNERUNG (WDE)

Dr. Linde Apel
Janine Schemmer, M.A. (bis 31.7.2012)
Jessica Leffers, M.A. (seit 1.7.2012)

DOKTORANDENSTIPENDIUM DER ZEIT-STIFTUNG

EBELIN UND GERD BUCERIUS
Lina Nikou, M.A.

LEKTORAT DER FZH-PUBLIKATIONEN

Joachim Szodrzynski

BIBLIOTHEK

Dipl. Bibl. Karl Otto Schütt, M.A.
Dorothee Mateika, Dipl.Dok.
Günther Scharmberg (seit 1.9.2012)

ARCHIV UND DOKUMENTATION

Dipl. Bibl. Angelika Voß-Louis
Ewald Dawid

ORGANISATION UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

Maike Raap, M.A.
Rupert Marienfeld, M.A.

VERWALTUNG

Susanne Linnig

STUDENTISCHE MITARBEITER UND MITARBEITERINNEN

Jessica Erdelmann
Alexander Konrad (bis 31.10.2012)
Marc-Simon Lengowski (1.3. – 30.6.2012)
Cäcilia Maag
Henrike Rehders
Martin Schneider

PRAKTIKANTEN UND PRAKTIKANTINNEN

Yannick Morten Fiedler (18.6. – 25.7.)
Manuel Frewer (3.9. – 12.10.)
Natalia Lasarenko (seit 1.10.2012)
Marine Viale (1.11.2011 – 30.6.2012)

Außerdem unterstützten uns Schreibkräfte auf Honorarbasis
(vor allem in der WdE).

- Direktor und Vorstand
- Wissenschaftliche Mitarbeiter
- Werkstatt der Erinnerung (WdE)
- Doktorandenstipendium der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerus
- Lektorat der FZH-Publikationen
- Bibliothek
- Archiv und Dokumentation
- Organisation und Öffentlichkeitsarbeit
- Verwaltung
- Studentische Mitarbeiter
- Praktikanten

KURATORIUM

Dr. Dorothee Stapelfeldt
*Zweite Bürgermeisterin, Senatorin der Behörde für Wissenschaft
und Forschung der Freien und Hansestadt Hamburg, Vorsitz*

Uwe Grund
*Deutscher Gewerkschaftsbund Hamburg,
stellvertretender Vorsitz*

Reiner Adam
*Deputation der Behörde für Wissenschaft und Forschung
(bis 31.8.2012)*

Dr. Sabine Bamberger-Stemmann
Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg

Prof. Dr. Christoph Cornelißen
Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats der FZH

Ina Dinslage
*Deputation der Behörde für Wissenschaft und Forschung
(seit 1.9.2012)*

Prof. Dr. Holger Fischer
Vizepräsident der Universität Hamburg

Dr. Manfred Jäger
*Deputation der Behörde für Wissenschaft und Forschung
(seit 1.9.2012)*

Peter Jaffé
Jüdische Gemeinde Hamburg

Dr. Wilfried Maier
*Deputation der Behörde für Wissenschaft und Forschung
(seit 31.5.2012)*

Dr. Sven Tode
Deputation der Behörde für Wissenschaft und Forschung

Nils Wolk
*Deputation der Behörde für Wissenschaft und Forschung
(bis 31.8.2012)*

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Prof. Dr. Christoph Cornelißen
*Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main,
Vorsitzender*

Prof. Dr. Andreas Gestrich
German Historical Institute London

Prof. Dr. Simone Lässig
*Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung,
Braunschweig*

Prof. Dr. Cornelia Rauh
Leibniz Universität Hannover

Prof. Dr. Angelika Schaser
Universität Hamburg

Prof. Dr. Dieter Schott
Technische Universität Darmstadt

Prof. Dr. Margit Szöllösi-Janze
Ludwig-Maximilians-Universität München

Prof. Dr. Barbara Vogel
Universität Hamburg, stellvertretene Vorsitzende

2. FORSCHUNG

Wie auch in den vorangegangenen Jahren sind die an der FZH bearbeiteten Forschungsprojekte in vier inhaltliche Schwerpunkte eingeteilt. Den ersten Forschungsbereich bilden die Geschichte des Nationalsozialismus sowie »die zweite Geschichte des NS«, also die politischen und gesellschaftlichen Folgen der Nazi-Diktatur sowie die komplexe Geschichte persönlicher Erinnerungen, gesellschaftlicher Verarbeitungen und öffentlichen Gedenkens. Der zweite Bereich beinhaltet Projekte, die das gesamte 20. Jahrhundert in den Blick nehmen und dabei nach langen historischen Linien, Brüchen und Kontinuitäten jenseits der politischen Systemwechsel fragen. Der dritte Schwerpunkt ist ein gemeinsames Projekt aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der FZH zur Geschichte Hamburgs in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der vierte Schwerpunkt – Perspektiven der jüngsten Geschichte – versammelt Forschungsarbeiten, die sich mit Phänomenen der politischen Kulturgeschichte von den späten 1960er bis zu den 1980er Jahren beschäftigen.

Die konzeptionellen Grundlagen der Forschung wurden auch in diesem Jahr wieder mit dem Wissenschaftlichen Beirat erörtert und im Kuratorium der FZH vorgestellt. In internen Forschungskolloquien wird regelmäßig über den Fortgang der einzelnen Projekte diskutiert. Mehrere Forschungsprojekte passen in verschiedene Schwerpunkte der FZH, sie werden in der folgenden Kurzdarstellung aber nur einem Forschungsbereich zugeordnet.

a. DIE NS-HERRSCHAFT, IHRE FOLGEN UND »ZWEITE GESCHICHTE«

- Deportationsort Hannoverscher Bahnhof
(Koordination: Dr. Linde Apel)

Die »Expertenrunde ehemaliger Hannoverscher Bahnhof« unter der Leitung der Kulturbehörde zur Entwicklung des Dokumenta-

tionszentrums und Gedenkortes über die Geschichte der Deportationen von Juden, Roma und Sinti 1940 bis 1945 trat 2012 zweimal zusammen. Das Gremium diskutierte vor allem die sich verzögernde Entwicklung beim Bau des geplanten Gedenkortes in der Hafencity und bemühte sich um eine konstruktive Begleitung des Verhandlungsprozesses.

Zweiter Schwerpunkt war das Partizipationsprojekt »Wie wollt ihr Euch erinnern?«. 34 Jugendliche entwickelten seit 2011 Ideen, wie das historische Geschehen an Jugendliche vermittelt und auf welche Weise das Thema in der Öffentlichkeit bis zur Eröffnung des Gedenkortes präsent gehalten werden kann. Die Ergebnisse des Projekts und die Vorschläge der Jugendlichen wurden am 18. Juni 2012 unter großer öffentlicher Beteiligung im Lichthof des Museums für Hamburgische Geschichte präsentiert. Einige der Initiatoren und Förderer des Projekts, darunter neben Dr. Annette Busse, Kulturbehörde, Dr. Detlef Garbe, KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Carlo Klett, Landesjugendring, Dr. Ansgar Wimmer, Alfred Toepfer Stiftung F.V.S., auch Linde Apel, zogen eine vorläufige Bilanz. Damit ist das Partizipationsprojekt formal abgeschlossen. Eine Gruppe von Jugendlichen arbeitet weiter an der Umsetzung des von ihnen entwickelten »Mobilen Stand«, mit dem an verschiedenen Orten der Stadt an die Geschichte der Deportationen erinnert und auf das geplante Dokumentationszentrum hingewiesen werden soll. Im November 2012 erschien eine von der Kulturbehörde herausgegebene Dokumentation, die das Projekt, seine Vorgeschichte, Ergebnisse und mögliche Folgeprojekte skizziert. Weitere Informationen unter <http://www.wie-wollt-ihr-euch-erinnern.de/projekt.html>.

Im Jahr 2012 entstand auf Initiative der HafenCity GmbH und der Kulturbehörde die Idee, die Ausstellung »In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 bis 1945« während des in Hamburg stattfindenden Kirchentags 2013 erneut zu präsentieren. Sie wird am 29. April 2013 auf dem Lohseplatz eröffnet.

a. Die NS-Herrschaft, ihre Folgen und »zweite Geschichte«

- Deportationsort Hannoverscher Bahnhof

- »Mit Lachen geht's leichter«. Zur Kulturgeschichte im Nationalsozialismus (Bearbeiter: PD Dr. Frank Bajohr)

Das Projekt rückt die Entwicklung moderner Populärkultur nach 1933 in den Mittelpunkt und summiert einschlägige jüngere Forschungen. Diese weisen darauf hin, dass die moderne Massenkultur im Nationalsozialismus nicht ein geduldetes Nischendasein fristete oder vom NS-Regime zu Zwecken der Ablenkung funktionalisiert wurde. Im Gegenteil kann von einer spezifischen Affinität zwischen Nationalsozialismus und Populärkultur gesprochen werden, deren klassenübergreifender Charakter den Absichten der Nationalsozialisten in besonderer Weise entgegenkam. Als Themen sollen u. a. der Rundfunk, Film und Kino, Fußball und Schausport, Humor und Komik, Freizeit und Urlaub, Feste und Feiern sowie die Masseninszenierungen des NS-Regimes untersucht und in einer 2015 erscheinenden Monographie umfassend dargestellt werden. Dabei soll deutlich werden: Kultur im »Dritten Reich« war mehr als ein von oben nach unten instrumentalisiertes Herrschaftsmittel, sondern das Ergebnis eines Interaktionsprozesses zwischen Herrschaft und Gesellschaft, den die Bevölkerung allein schon durch ihre Kauf- und Konsumententscheidungen aktiv beeinflusste.

- »Es vollzieht sich gerade eine Revolution mit unbekanntem Ausgang«. Vier Hamburger erleben das Jahr 1933. Ein Blick in zeitgenössische Tagebücher (Bearbeiter: PD Dr. Frank Bajohr / Joachim Szodrzyński / Dr. Beate Meyer, IGdJ)

Der achtzigste Jahrestag der NS-Machtübernahme am 30. Januar 2013 soll zum Anlass genommen werden, zeitgenössische Wahrnehmungen näher in den Blick zu nehmen. Wie reagierten die Hamburger auf die Ereignisse des Jahres 1933? Begriffen sie diese als einen tiefgreifenden Einschnitt im politischen und auch

in ihrem persönlichen Leben? Welche Veränderungen im gesellschaftlichen und politischen Alltag wurden von ihnen registriert, wie gingen sie mit den Ansprüchen und Anforderungen um, die das neue Regime schon bald an sie stellte? Dominierten eher Hoffnung und Begeisterung oder bestimmten Bedrückung, Verfolgungsangst und düstere Vorahnungen das Bild?

Ein Vergleich der Tagebuchaufzeichnungen einer Hamburgerin und dreier Hamburger soll die vielfältigen Reaktionen und Wahrnehmungen herausarbeiten und dabei nicht zuletzt der Frage nachgehen, welche Dimensionen die NS-Machtübernahme in Hamburg kennzeichneten und wie die Ereignisse in einer Hafen- und Handelsstadt wahrgenommen wurden, die sich bis dahin als weltoffen und liberal begriffen hatte. Die Ergebnisse sollen 2013 in einer Dokumentation veröffentlicht werden.

- Hamburg im Osten 1939–1945 (Konzeption: PD Dr. Frank Bajohr / Prof. Dr. Birthe Kundrus, Universität Hamburg)

Seit langem weisen Indizien darauf hin, dass Hamburger Akteure in der sozialen Praxis deutscher Besatzungsherrschaft im Osten eine bedeutende Rolle gespielt haben und Hamburg sich im Zweiten Weltkrieg durch ein spezifisches »Ost-Engagement« auszeichnete. Das Projekt, das sich in der Vorbereitung befindet, möchte den Fokus Hamburgs nutzen, um neue, detaillierte Einblicke in den deutschen Herrschaftsalltag in Osteuropa zu geben und die soziale Praxis des Paradigmas vom »Lebensraum im Osten« näher zu beleuchten. Wie wurde das »Lebensraum-Paradigma« in den Hamburger Medien eingeführt und propagiert? Wie gingen die städtischen Eliten in Politik, Wirtschaft und Verwaltung mit dem Primat der Ostexpansion um? Welche Konzepte entwickelten sie, um diese mit den spezifischen städtischen Interessen zu verbinden? Welche Gruppen der städtischen Gesellschaft standen der Ostexpansion besonders aufgeschlossen gegenüber und hatten diese bereits vor 1939 propagiert? Wo gab es Widerstände

a. Die NS-Herrschaft, ihre Folgen und »zweite Geschichte«

- »Mit Lachen geht's leichter«. Zur Kulturgeschichte im Nationalsozialismus
- »Es vollzieht sich gerade eine Revolution mit unbekanntem Ausgang«. Vier Hamburger erleben das Jahr 1933
- Hamburg im Osten 1939–1945

gegen diese Neuausrichtung? Vor allem jedoch: Welche städtischen Akteure engagierten sich in der konkreten Praxis deutscher Herrschaft in Mittel- und Osteuropa, im Besatzungsapparat, in der Praxis von Verfolgung und »Germanisierung«, bei der wirtschaftlichen Durchdringung und Indienstnahme der besetzten Gebiete?

2012 wurden umfangreiche Quellenrecherchen in den Bundesarchiven Berlin und Freiburg sowie in Hamburger Archiven durchgeführt, die 2013 durch weitere Sondierungen in Polen und Russland ergänzt werden. 2013 soll ein Drittmittelantrag eingereicht werden.

- Der Umgang mit NS-Eigentum nach 1945
(Konzeption: PD Dr. Frank Bajohr)

Unmittelbar nach der bedingungslosen Kapitulation des »Dritten Reiches« beschlagnahmten die Alliierten das Vermögen der NSDAP, ihrer Nebenorganisationen sowie den Privatbesitz zehntausender Nationalsozialisten. Mit deren Verwaltung wurden neu eingerichtete Landesämter für Vermögenskontrolle betraut. Während diese das Privatvermögen ehemaliger Nationalsozialisten nach Abschluss der Entnazifizierung in erheblichem Umfang wieder an die »Ehemaligen« zurückgaben, wurde das Vermögen von NS-Organisationen in einem jahrelangen, komplexen Verfahren auf Bund, Länder, Kommunen, gesellschaftliche Vereinigungen und Organisationen aufgeteilt. Dieser umfangreiche Vermögenstransfer ist bislang noch nicht geschichtswissenschaftlich untersucht worden und soll am Beispiel Hamburgs und der britischen Zone nachgezeichnet werden. Dabei soll für Hamburg eine materielle Gesamtbilanz der NS-Herrschaft, ihrer Verlierer und Nutznießer vorgelegt werden. Zudem soll am Beispiel des Vermögenstransfers analysiert werden, wie und nach welchen Kriterien das NS-Herrschaftssystem, das oft weder eine klare Trennung von Staats- und Parteiorganisationen noch von Reichs- und Regionalinstitutionen kannte, in ein föderales, demokratisches Gemeinwesen umgewandelt wurde.

2012 wurde ein umfassender Drittmittelantrag mit zwei Forschungsprojekten konzipiert und eingereicht, die einerseits den Umgang mit dem NS-Organisationsvermögen, andererseits mit dem individuellen Eigentum von Nationalsozialisten erforschen sollen.

- Zeiterfahrung – Zeitdeutung – Zeitgeschichte:
Eva Gabriele Reichmann
(Bearbeiterin: PD Dr. Kirsten Heinsohn)

Das biografische Projekt verfolgt zwei historische Fragekomplexe: Zum einen wird der Selbstbeschreibung und dem Selbstverständnis einer jüdischen Wissenschaftlerin im Spannungsfeld zwischen ihrem Leben in Deutschland, der erzwungenen Emigration und dem beruflichen Erfolg im Exilland England nachgegangen. Als zweites Thema ist der Zusammenhang zwischen dem Erlebten und der daraus folgenden Zeitdeutung vorgesehen.

Im Berichtsjahr ist ein weiterer Beitrag zu diesem Projekt vorbereitet worden, der aber erst 2013 erscheinen wird. Dieser Beitrag stellt das Hauptwerk Eva Reichmanns »Flucht in den Hass« als einen Klassiker der modernen Antisemitismusforschung vor. Im Dezember 2012 wurde das Projekt im Rahmen eines Forschungskolloquiums an der Ruhr-Universität Bochum präsentiert und diskutiert. Für 2013 ist ein weiterer Aufsatz in Vorbereitung, ab Herbst 2013 soll dann nach abschließenden Archivrecherchen, vor allem in London, ein Manuskript erstellt werden.

- Einladungen in die alte Heimat. Besuchsprogramm deutscher Großstädte für Verfolgte des Nationalsozialismus
(Bearbeiterin: Lina Nikou, M.A.)

Deutsche Großstädte nahmen seit den 1960er Jahren zögernd Kontakt zu ehemaligen Bürgern im Ausland auf, die in der NS-Zeit aus so genannten »rassischen Gründen« zur Auswanderung

- a. Die NS-Herrschaft, ihre Folgen und »zweite Geschichte«
- Der Umgang mit NS-Eigentum nach 1945
- Zeiterfahrung – Zeitdeutung – Zeitgeschichte:
Eva Gabriele Reichmann
- Einladungen in die alte Heimat. Besuchsprogramm deutscher Großstädte für Verfolgte des Nationalsozialismus

gezwungen oder deportiert worden und nach der Befreiung emigriert waren. Zahlreiche Emigranten äußerten daraufhin den Wunsch, ihre einstigen Wohnorte zu besuchen. Jedoch sprach die Mehrzahl der Stadtregierungen bis in die 1980er Jahre kaum Einladungen aus. Zurückhaltung auf deutscher Seite und Sehnsucht nach einem Besuch in der alten Heimat bei den Verfolgten – dieses scheinbare Paradox bildet den Ausgangspunkt des Dissertationsprojekts, das seit November 2010 von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius gefördert wird.

Am Beispiel der Entwicklungen der Einladungsinitiativen in München, (West-)Berlin und Hamburg strebt das Projekt einen Vergleich lokaler Erinnerungskulturen an, der durch eine Beziehungsgeschichte zwischen den Ansprechpartnern in Deutschland und den meist jüdischen einstigen Verfolgten im Ausland ergänzt wird. Sowohl bei der vergleichenden Lokalgeschichte als auch bei dieser Form der Beziehungsgeschichte, handelt es sich um Felder, die in der Forschung bisher wenig Beachtung fanden.

Teilaspekte des Projekts wurden mit Schwerpunkt auf Berlin Anfang 2012 auf einer Konferenz am Strassler Center for Holocaust and Genocide Studies in Worcester (USA) präsentiert sowie mit Fokus auf die Entwicklungen in München im November 2012 auf einer Tagung an der Ludwig-Maximilians-Universität München (vergl. Vortragsmanuskript in diesem Band S. 81–94). Grundlage der Analyse bilden städtische Akten und lebensgeschichtliche sowie Experteninterviews. Archivaufenthalte erfolgten 2012 in Berlin, München und den USA, wo auch Interviews mit drei einstigen Gästen geführt wurden. 2013 sind abschließende Archivrecherchen sowie die Niederschrift der Arbeit geplant.

b. DAS LANGE 20. JAHRHUNDERT

- Juden in Oppeln
(Bearbeiterin: PD Dr. Kirsten Heinsohn)
Forschungsprojekt, gefördert von der Deutsch-Polnischen Stiftung, 2010–2012

Das Forschungsprojekt gehört zu einem Projektverbund am Institut für die Geschichte der deutschen Juden (IGdJ), Hamburg, mit dem Ziel, eine moderne Geschichte jüdischen Lebens in Schlesien von der frühen Neuzeit bis zum Ende des 20. Jahrhundert zu publizieren. 2012 wurde ein längerer Beitrag zur Geschichte der jüdischen Minderheit in Oppeln im 19. und 20. Jahrhundert fertiggestellt und druckfertig eingereicht.

- Eine Familie im Krieg – Lily, Heinrich, Otto Braun und die Freundin Julie Vogelstein: Leben, Sterben und Schreiben im Ersten Weltkrieg
(Bearbeiterin: Prof. Dr. Dorothee Wierling)

Das Projekt ist abgeschlossen. Zurzeit wird die Buchveröffentlichung vorbereitet, die für den Herbst 2013 beim Wallstein-Verlag geplant ist.

- Kaffee-Welten – Handel, Verarbeitung und Konsum von Kaffee im norddeutschen Raum im 20. Jahrhundert
(Bearbeiterinnen: Prof. Dr. Dorothee Wierling, Dr. Christiane Berth, Dr. des. Monika Sigmund)

Das von der DFG und der Stiftung Aufarbeitung geförderte Projekt ist abgeschlossen. Die Niederschrift des Teilprojekts 1 (Hamburger Handel, Wierling) ist fast beendet; das als Dissertation bearbeitete Teilprojekt 2 (Hamburg – Lateinamerika, Berth) wird 2013 in Hamburg erscheinen; die Dissertation von Monika Sigmund (Teilprojekt 3, deutsch-deutscher Kaffeekonsum) wurde im

b. Das lange 20. Jahrhundert

- Juden in Oppeln
- Eine Familie im Krieg – Lily, Heinrich, Otto Braun und die Freundin Julie Vogelstein: Leben, Sterben und Schreiben im Ersten Weltkrieg
- Kaffee-Welten – Handel, Verarbeitung und Konsum von Kaffee im norddeutschen Raum im 20. Jahrhundert

Sommersemester 2012 erfolgreich verteidigt. Im Dezember fand zum Abschluss des Gesamtprojekts an der FZH eine internationale Tagung zur modernen Geschichte des Kaffees statt (vergl. Tagungsbericht in diesem Band S. 101 – 107).

c. HAMBURG IN DER ZWEITEN HÄLFTE DES 20. JAHRHUNDERTS

Dieser Forschungsschwerpunkt bezieht aktuelle Ansätze der Zeitgeschichtsforschung auf die jüngste Stadtgeschichte Hamburgs. Dazu zählen u. a. der Wandel politischer Partizipation, Veränderungen wirtschaftlicher Strukturen, außenpolitischer Beziehungen und der Arbeitswelt oder neue Formen individueller Lebensgestaltung. Im Jahr 2012 wurden die Einzelprojekte fortgeführt und ihre Ergebnisse im Rahmen von Vorträgen und Aufsätzen der wissenschaftlichen und der allgemeinen Öffentlichkeit bekannt gemacht.

Im Oktober erschien zudem mit dem Sammelband »19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren« eine Gemeinschaftsveröffentlichung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der FZH sowie weiteren Autoren. Der Band enthält wissenschaftliche Essays zu Politik, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft der Hansestadt. 13 Beiträge dieses Bandes wurden im Wintersemester 2012/13 in einer Vortragsreihe der FZH vorgestellt, die diesmal auch Teil des Allgemeinen Vorlesungswesens der Universität Hamburg war. Die Veranstaltungen zogen insgesamt über 1000 Besucherinnen und Besucher an.

- Friede mit Israel – Handel mit arabischen Regionen.
Zur Hamburger Außenpolitik
(Bearbeiterin: PD Dr. Kirsten Heinsohn)

Kooperationsprojekt der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Hamburg (IGdJ)

Das Projekt soll das gesellschaftliche Feld der »hamburgischen Israelpolitik« von den 1950er Jahren bis Ende der 1980er Jahre ausleuchten und untersuchen, wer die Träger waren, welche Interessen formuliert wurden, wie sich die offiziellen Vertreter der Stadt zu diesem Komplex verhielten und welche Wirkung die Initiativen entfalteten.

Im Rahmen dieses Projektes wurde 2012 zunächst – mit Mitteln der Professur für Zeitgeschichte an der Universität Hamburg sowie seitens der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung – eine grobe Ordnung des zweiten Nachlassteiles von Erich Lüth (1902–1989) im Staatsarchiv Hamburg vorgenommen. Inzwischen steht ein Nachlassverzeichnis zur Verfügung und die Auswertung der Archivalien hat begonnen. Ziel ist es, eine Biographie Lüths zu schreiben, der zu den wichtigsten Akteuren hamburgischer Israelpolitik seit den fünfziger Jahren gehörte. 2012 ist ein Beitrag über die Prägung Lüths durch die bürgerliche Jugendbewegung druckfertig eingereicht worden; außerdem ist ein Artikel in der aktuellen Ausgabe der Hamburgischen Biographie im Winter 2012 erschienen. Zudem hat die Projektbearbeiterin zusammen mit Studierenden der Universität Hamburg sowie Dr. des. Thorsten Logge (Universität Hamburg) eine Ausstellung zum sechzigjährigen Jubiläum der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Hamburg konzipiert und umgesetzt. Die Ausstellung wurde im November 2012 in der Rathausdiele gezeigt.

- Migration und Raum – (Sozial-)Räumliche Bezüge spanischer ArbeitsmigrantInnen der ersten und der neuen Einwanderungswelle in Hamburg
(Bearbeiterin: Jessica Leffers, M.A.)

Im März 1960 schloss die Bundesrepublik Anwerbeabkommen mit Spanien und Griechenland ab, um nach Italien auch aus diesen Ländern dringend benötigte Arbeitskräfte rekrutieren zu können. Rund 50 Jahre später, im Februar 2011, verkündete Bundeskanzlerin Merkel in Spanien, dass Deutschland Fachkräfte sucht. Waren

c. Hamburg in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

- Friede mit Israel – Handel mit arabischen Regionen. Zur Hamburger Außenpolitik
- Migration und Raum – (Sozial-)Räumliche Bezüge spanischer ArbeitsmigrantInnen der ersten und der neuen Einwanderungswelle in Hamburg

es in den 1960er Jahren überwiegend ungelernete Arbeitskräfte, die nach Hamburg kamen und in der Produktion und im verarbeitenden Gewerbe eingesetzt wurden, sind es nun gut ausgebildete Männer und Frauen, die vor allem als Ingenieure und IT-Kräfte aus Spanien nach Hamburg kommen.

Mit dem geplanten Projekt sollen Unterschiede und Verbindungen zwischen den beiden Migrationsgenerationen herausgearbeitet werden. Ausgehend von einer Untersuchung der historischen Entwicklung der spanischen Community in Hamburg, steht die Frage im Mittelpunkt, inwiefern es Überschneidungen bzw. Unterschiede in den biographischen Erfahrungen der MigrantInnen, in der Aneignung und Nutzung urbanen Raums und von (transnationalen) Sozialräumen gibt. Damit soll ein Beitrag geleistet werden zur Stadtgeschichte als Migrationsgeschichte und zu aktuellen Debatten der Migrationsforschung, in denen »Raum« eine zentrale Analysekategorie bildet. Das Projekt befindet sich derzeit in der Ausarbeitungsphase.

- Arbeitswelten im Wandel – Der Hamburger Hafen
(Bearbeiterin: Janine Schemmer, M.A.)

Ziel des Dissertationsprojektes ist es, die Wahrnehmungs- und Deutungsmuster ehemaliger Hamburger Hafentarbeiter über den arbeitsweltlichen Strukturwandel aufzuzeigen und diese in den historischen Kontext der Umbruchsituation seit den 1970er Jahren einzubetten. Mit der technischen Transformation ging auch eine Historisierung der traditionellen Hafentarbeit einher, die sowohl von städtischer Seite als auch von ehemaligen Hafentarbeitern vorgebracht wurde und den Rahmen der Untersuchung bildet.

Im Mittelpunkt des Projektes steht die Analyse berufsbiographischer Erzählungen ehemaliger Hafentarbeiter. Insbesondere beleuchtet die Studie das subjektive Erleben und Bewerten von technischem Wandel sowie die Auswirkungen auf das Selbstverständnis der Arbeiter, wobei ambivalente Selbstbilder und Haltungen zum Vorschein kommen, die oftmals auf den Konflikt

zwischen individuellen und kollektiven Interessen verweisen. Durch den Einsatz der Technik und die damit einhergehende Umstrukturierung im Hafen erfuhren traditionelle Lehrberufe eine Bedeutungs- und Bewertungswandlung. Es ging eine langsame Verschiebung der Hierarchien hin zu den technischen Berufen vorstatten, die im veränderten, »technisierten« Selbstbild der Männer ihren Ausdruck findet. Insgesamt brachte der Wandel für viele den sozialen, beruflichen und finanziellen Aufstieg mit sich. Andererseits führte dieser zu einem Stabilitäts- und Bedeutungsverlust vieler älterer Arbeiter.

Das Projekt befindet sich in der Niederschrift und wird mit einem Abschlussstipendium der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius gefördert.

- Struktur- und Funktionswandel des Hamburger Hafens 1945–2005
(Bearbeiter: Dr. Christoph Strupp)

Der Hafen war in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein zentrales Thema Hamburger Stadtpolitik. Zugleich spiegeln sich in seiner Entwicklung wesentliche weltwirtschaftliche Prozesse dieser Epoche. Die Strukturen aller großen Seehäfen und ihre Abläufe waren nach 1945 dramatischen Veränderungen unterworfen. Sie lassen sich als Entwicklung von traditionellen Handels- und Industriehäfen – geprägt durch Stückgut bzw. Massengut und traditionelle Umschlagsweisen – zu modernen Distributions- bzw. Netzwerkhäfen beschreiben, deren Charakter wesentlich von der Containerisierung des Warenverkehrs bestimmt ist.

Im Rahmen des Projektes soll eine Studie vorgelegt werden, die diese Prozesse für Hamburg detailliert untersucht. Die Komplexität des Hafens mit seinen politischen, makroökonomischen, unternehmensgeschichtlichen und stadtplanerischen Dimensionen ermöglicht es, lokale Entwicklungen im Zusammenhang mit nationalen und internationalen Veränderungen zu analysieren und aktuelle Perspektiven wie den in der zeitgeschichtlichen Forschung zuletzt intensiv diskutierten »Strukturbruch« der 1970er

c. Hamburg in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

- Arbeitswelten im Wandel – Der Hamburger Hafen
- Struktur- und Funktionswandel des Hamburger Hafens 1945–2005

Jahre oder die Folgen der Globalisierung nach 1989/90 zu berücksichtigen. Konzeptionell werden dabei wirtschaftsgeschichtliche, politik- und gesellschaftsgeschichtliche Ansätze verknüpft.

Im Lauf des Jahres wurden sowohl die Sammlung und Auswertung von Quellen und Literatur fortgesetzt als auch in Vorträgen zentrale Thesen und Ergebnisse einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt.

d. PERSPEKTIVEN DER JÜNGSTEN GESCHICHTE (1945 – 1990)

- Jugendliche Erfahrungsräume und gewerkschaftliche Organisation – Jugendkulturelle Einflüsse auf eine gewerkschaftliche Jugendorganisation am Beispiel der IG Metall-Jugend vom Ende der 1960er bis Ende der 1980er Jahre (Bearbeiter: Dr. Knud Andresen)

Das Projekt ist abgeschlossen. Zurzeit wird die Buchveröffentlichung vorbereitet, die für 2014 geplant ist.

- Erinnerungen eines sozialen Milieus und lokale gewerkschaftliche Erfahrungsräume – Lebensgeschichtliche Interviews mit gewerkschaftspolitischen Akteuren in ausgewählten Regionen der Bundesrepublik Deutschland (Bearbeiter: Dr. Knud Andresen)

In dem seit April 2011 von der Hans-Böckler-Stiftung geförderten Projekt wird durch lebensgeschichtliche Befragungen von gewerkschaftlichen Akteuren auf lokaler Ebene erkundet, in welcher Form und Ausprägung die gewerkschaftlichen Aktivitäten unter Bezügen auf den eigenen Lebenslauf erinnert und verarbeitet werden. Die Befragungen in drei ausgewählten Regionen – Bruchsal/Bretten, Leer und Hamburg – sind abgeschlossen. Das Abschlussmanuskript wird dem Beirat des Projektes im Februar 2013

vorgelegt. Die Auswertung der Interviews zeigt, dass es spezifische Elemente in den Erzählungen der lokalen gewerkschaftlichen Repräsentanten gibt. Dazu gehört die Betonung der Repräsentanz, also für eine spezifische Gruppe zu sprechen, wie Triumpferzählungen, in denen die Interviewten schildern, wie sie innerhalb der vermacheten Strukturen von Betrieben und Gewerkschaften Einfluss nahmen. Die Interviewten, geboren zwischen 1929 und 1948, berichten auch über ihren sozialen Aufstieg und die Anerkennung, die sie durch ihre Arbeit als lokale »Basiselite« (Alexander von Plato) erfahren haben. Die Erzählungen machen deutlich, wie die Gewerkschafter als Repräsentanten der Arbeiterschaft um diese Anerkennung ringen mussten. Erste Ergebnisse des Projektes werden Anfang 2013 auch in der Zeitschrift »BIOS« veröffentlicht.

- Linke und rechte Politisierung. Die Hamburger Schülerbewegung der 1960er und 1970er Jahre (Bearbeiterin: Dr. Linde Apel)

Im Zentrum des Forschungsprojektes stehen links- und reformorientierte Jugendliche – zwei (grob) voneinander unterscheidbare Gruppen, die im Kontext der Studentenbewegung in Hamburg entstanden und sich mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Zielen eine politische Praxis im Kontext Schule aneigneten. Beide Gruppierungen sind auf unterschiedliche Weise in zeitlicher, personeller, organisatorischer und räumlicher Hinsicht miteinander verschränkt.

Der zeitliche Schwerpunkt der Arbeit liegt auf den Jahren 1967 bis 1977. Innerhalb dieses Zeitraums gibt es kürzere Zeitabschnitte, die voneinander unterschieden werden können und eine sinnvolle Periodisierung der Entwicklung der Schülerproteste ermöglichen. Die zehn Kernjahre werden jedoch mehrfach überschritten, da die biographische Perspektive einen methodischen Schwerpunkt einnimmt und retrospektive Konstruktionen in den Aussagen der Interviewpartner in den Blick genommen werden. Dabei geht es um den Versuch, das »rote« und das »schwarze

d. Perspektiven der jüngsten Geschichte (1945–1990)

- Jugendliche Erfahrungsräume und gewerkschaftliche Organisation – Jugendkulturelle Einflüsse auf eine gewerkschaftliche Jugendorganisation am Beispiel der IG Metall-Jugend vom Ende der 1960er bis Ende der 1980er Jahre
- Erinnerungen eines sozialen Milieus und lokale gewerkschaftliche Erfahrungsräume – Lebensgeschichtliche Interviews mit gewerkschaftspolitischen Akteuren in ausgewählten Regionen der Bundesrepublik Deutschland
- Linke und rechte Politisierung. Die Hamburger Schülerbewegung der 1960er und 1970er Jahre

Jahrzehnt« am Beispiel von persönlichen Erfahrungen im lokalen Kontext – dem Kosmos Gymnasium – miteinander zu verschränken. Das Forschungsprojekt befindet sich weiterhin in der Phase der Verschriftlichung.

- Ärzte in der anti-atomaren Friedensbewegung der frühen 1980er Jahre – Die deutsche Sektion der IPPNW (Bearbeiterin: Dr. Claudia Kemper)

Das Projekt geht am Beispiel einer internationalen, anti-atomaren Friedens-Ärzte-Organisation den gesellschaftspolitischen Zusammenhängen in den 1980er Jahren nach. Die »International Physicians for the Prevention of Nuclear War« (IPPNW) wurden 1980 als eine amerikanisch-sowjetische Friedenskooperation gegründet; es folgten zahlreiche nationale Sektionsgründungen. Ausgehend von der westdeutschen Sektion untersucht das Projekt, wie diese sich professionalisierte und als berufsspezifische Organisation medizinischen Fragestellungen im Zusammenhang mit der atomaren Bedrohung nachging, wie etwa dem Zivilschutz oder den psychologischen Folgen für die Gesellschaft. Bei der Kampagnenarbeit wie bei internen Abläufen machten sich nationale und auch regionale Unterschiede bemerkbar, gleichzeitig bemühten sich die Ärzte auf allen Ebenen, eine globale Ausrichtung ihrer Ziele zu verfolgen. Nicht nur zwischen den östlichen und westlichen Teilen der IPPNW, sondern auch zwischen der amerikanischen Zentrale und der westdeutschen Sektion führte dies nicht selten zu Reibungen. Neben dieser internen Dimension nimmt das Forschungsprojekt weitere Aspekte der jüngeren Zeitgeschichte in den Blick wie die politische Auseinandersetzung im Kontext des NATO-Doppelbeschlusses, die deutsch-deutschen, europäischen und transatlantischen Beziehungen und Abgrenzungen innerhalb der anti-atomaren Friedensbewegung und das Spannungsverhältnis innerhalb der Ärzteschaft.

Das Postdoc-Projekt wird seit Mai 2010 von der DFG gefördert. Nach einer Zwischenevaluation im Sommer 2012 wurden weitere

18 Förderungsmonate bewilligt. Der transnationale Ansatz wurde 2012 durch ein Forschungsstipendium des GHI Washington und einen weiteren Archivbesuch in den USA vertieft. Erste Teilergebnisse des Projekts erschienen 2012 in verschiedenen Aufsätzen, 2013 folgt die schriftliche Ausarbeitung der Monographie.

- Verrufene Viertel. Topographien der Ungleichheit im urbanen Raum in Westdeutschland und Frankreich, 1950–1990 (Bearbeiterin: Dr. Christiane Reinecke)

»Ghetto« und »Banlieue« sind mittlerweile weit über die USA und Frankreich hinaus zu Codewörtern für urbane Konfliktzonen geworden, in denen sich die Probleme sozial marginalisierter Gruppen verdichten. Dass sich beide Begriffe seit den 1960er Jahren zu Chiffren für eine Krise des Urbanen entwickelten, die maßgeblich als eine Krise des Sozialen gedeutet wurde, als eine Zunahme von Segregation und Polarisierung, ist einer von vielen Hinweisen darauf, dass der Umgang mit sozialräumlichen Veränderungen in verschiedenen nationalen Kontexten Parallelen aufwies und miteinander verflochten war. Doch welche sozialräumlichen Konstellationen wurden im Übergang von der industriellen zur postindustriellen Gesellschaft jeweils als konflikthaft beschrieben, welche Strategien zum Ausgleich von Spannungen wurden entwickelt? Wie verhielten sich in diesem Zusammenhang wissenschaftliche Expertise, mediale Berichterstattung und kommunalpolitische Strategien zueinander?

Ausgehend von diesen Fragen befasst sich das Postdoc-Projekt mit dem Status städtischer Viertel als Konfliktzonen und prekären Orten in Westdeutschland und Frankreich. Es geht der Frage nach, welche Quartiere dort zwischen den 1950er und den frühen 1990er Jahren in den Massenmedien, in politischen Zirkeln, wissenschaftlichen Untersuchungen sowie aus Sicht der Bewohner jeweils als problematisch galten und welche Praktiken mit dieser Beschreibung einhergingen bzw. überhaupt zur Herstellung dieser sozialen Räume führten. Als lokale Fallbeispiele dienen im

d. Perspektiven der jüngsten Geschichte (1945–1990)

- Ärzte in der anti-atomaren Friedensbewegung der frühen 1980er Jahre – Die deutsche Sektion der IPPNW
- Verrufene Viertel. Topographien der Ungleichheit im urbanen Raum in Westdeutschland und Frankreich, 1950–1990

französischen Fall zwei Quartiere in der Pariser Banlieue sowie im deutschen Fall eine Großsiedlung und ein innerstädtisches Sanierungsgebiet. Im Laufe des Jahres dienten Archivrecherchen und die Sichtung von Literatur dazu, erste Hypothesen zu formulieren und die Fragestellung des Projektes zu konkretisieren.

- Medien-Intellektuelle. Intellektuelle Positionen und mediale Netzwerke in der Bundesrepublik (1949–1990)
(Bearbeiter: Prof. Dr. Axel Schildt)

Ausgangspunkt des Projekts ist die Hypothese, dass sich in den westlichen Gesellschaften nach dem Zweiten Weltkrieg ein neuer Typus von Intellektuellen etablierte, der eng mit der fortschreitenden Medialisierung verbunden war und sich im medialen Ensemble mehr oder weniger virtuos bewegte, um seine Positionen – in der doppelten Bedeutung inhaltlicher Stellungnahmen wie des sozialen Status – zu befördern. Eine Zeitgeschichte der Intellektuellen lässt sich somit im Schnittpunkt von Intellectual History und Mediengeschichte ansiedeln.

Für den westdeutschen Fall sind einige Spezifika im Verhältnis von Kontinuitäten und neuen Entwicklungen zu berücksichtigen, die vor allem auf die politischen Brüche im 20. Jahrhundert und die Folgewirkungen des »Dritten Reiches« sowie des Zweiten Weltkrieges und der nachfolgenden Besatzungszeit zurückzuführen sind. Der neue Intellektuellen-Typus, so die Annahme, entwickelte sich parallel mit der Modernisierung der Gesellschaft im Wiederaufbau und war, von den Medien hervorgebracht, selbst wiederum ein wesentlicher Faktor für die Orientierung in einer neuen Kultur, die sich durch einen Meinungspluralismus auszeichnete, der neue mediale Vermittlungsstrategien erforderlich machte.

Das Projekt soll die Untersuchung zentraler Stränge intellektueller Positionen verbinden mit einer Analyse von Intellektuellen-Netzwerken in und zwischen Medien. Eine so konzipierte Untersuchung zielt vor allem auf die medial gesteuerten Vermittlungsprozesse intellektueller Positionen. Die archivalischen

Recherchen, vor allem die Auswertung von bisher ca. 60 Nachlässen intellektueller Akteure, sind weitgehend abgeschlossen. Im Frühjahr 2013 soll mit der Niederschrift begonnen werden.

Das Projekt wird gefördert im Rahmen der Förderinitiative PRO GEISTESWISSENSCHAFTEN/Opus magnum der VolkswagenStiftung und der Fritz Thyssen Stiftung

- Jugendliche Freizeiträume und der Wandel staatlicher Jugendpolitik. Die Jugendzentrumsbewegung und kommunalpolitische Konflikte um selbstverwaltete Jugendzentren in der Bundesrepublik der 1970er Jahre
(Bearbeiter: David Templin M.A.)

Das Projekt, das seit November 2010 von der DFG gefördert wird, untersucht die Jugendzentrumsbewegung der 1970er Jahre und die mit ihr einhergehenden Konflikte und Aushandlungsprozesse um selbstverwaltete Jugendräume zwischen Initiativgruppen und Kommunen. Die Archivrecherchen wurden 2012 weitgehend abgeschlossen. Relevantes Material zur Jugendzentrumsbewegung wurde im Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden, in der Universitätsbibliothek Kiel, in der Stadtbibliothek Hannover, im APO-Archiv an der FU Berlin, im Archiv der sozialen Demokratie in Bonn, im Archiv für Christlich-Demokratische Politik in Sankt Augustin und im Archiv der deutschen Jugendbewegung auf Burg Ludwigstein gesichtet. Private Sammlungen aus Nordrhein-Westfalen und zur Jugendzentrumsinitiative in Wiesloch (Baden-Württemberg) wurden dem Bearbeiter leihweise zur Auswertung überlassen. Mit zwei Zeitzeugen wurden Interviews geführt.

Parallel zu den abschließenden Archivrecherchen wurde die Auswertung des gesammelten Materials fortgesetzt und die Niederschrift vorbereitet. Diese soll im kommenden Jahr erfolgen. Die DFG hat die Förderung des zunächst auf zwei Jahre bewilligten Projekts um ein Jahr, bis Ende Oktober 2013, verlängert.

Im Rahmen der Eröffnung der Ausstellung »Träume, Hoffnungen, Kämpfe. 15 Jahre gelebte Selbstverwaltung im Wedeler

d. Perspektiven der jüngsten Geschichte (1945–1990)

- Medien-Intellektuelle. Intellektuelle Positionen und mediale Netzwerke in der Bundesrepublik (1949–1990)
- Jugendliche Freizeiträume und der Wandel staatlicher Jugendpolitik. Die Jugendzentrumsbewegung und kommunalpolitische Konflikte um selbstverwaltete Jugendzentren in der Bundesrepublik der 1970er Jahre

Jugendzentrum AJC (1972 – 1987)« im Stadtmuseum Wedel wurde am 29. September 2012 ein Vortrag zur westdeutschen Jugendzentrumsbewegung und der »Aktion Jugendclub Wedel« gehalten.

DRITTMITTEL 2012

Für die laufenden Forschungsprojekte an der FZH sind 2012 insgesamt 409 525,23 € an Drittmitteln eingenommen worden. Aus diesen und noch vorhandenen Mitteln wurden 233 266,40 € entnommen. Das heißt, dass die zugeflossenen Drittmittel 2012 etwa ein Drittel des insgesamt zur Verfügung stehenden Etats ausmachen.

Außerdem erhielt die FZH Ende 2012 im Rahmen einer einmaligen Projektförderung seitens der Behörde für Wissenschaft und Forschung rund 90 000 € für ausgewählte Arbeitsvorhaben für die Jahre 2012 bis 2014.

Wir danken allen Förderern für ihre Unterstützung, ohne die wir unser Forschungsprogramm nicht angemessen realisieren könnten.

3. VORTRÄGE / TAGUNGEN / VERANSTALTUNGEN 2012

VORTRAGSREIHEN

- **DAS »DRITTE REICH«.**
NEUE QUELLEN, NEUE STUDIEN – NEUE PERSPEKTIVEN?
(Wintersemester 2011/12)

17.11.2011

Frank Bajohr / Christoph Strupp (Hamburg): Fremde Blicke auf das »Dritte Reich«. Berichte ausländischer Diplomaten über Herrschaft und Gesellschaft in Deutschland 1933–1945

1.12.2011

Harald Welzer (Essen): Kriegsgewalt. Zum Töten ohne Motivation

12.1.2012

Beate Meyer (Hamburg): Tödliche Gratwanderung. Die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland zwischen Hoffnung, Zwang, Selbstbehauptung und Verstrickung (1939–1945)

19.1.2012

Stefan Kiekel (Hamburg): Hamburg, seine Gauleiter und die Schifffahrt 1933–1934. Maritime Ambitionen und Hamburg-Lobbyismus

2.2.2012

Andreas Wirsching (München): Das Private in der NS-»Volksgemeinschaft«

- **TOTE FLÜSSE, ÖKOBAUERN, GELBE TONNEN. ZEIT-
HISTORISCHE PERSPEKTIVEN AUF UMWELT UND NATUR**
(Sommersemester 2012)

12.4.2012

Martin Knoll (Darmstadt): Vernetzung, Stoffwechsel, Fußabdruck: Konzepte und Themen einer Umweltgeschichte der Stadt

24.6.2012

Heike Weber (Berlin): Nach dem Konsum: Wiederverwertung und Entsorgung im langen Blick

10.5.2012

Jan-Henrik Meyer (Aarhus): Grüner Aktivismus in Brüssel. Die Europäisierung der Umweltpolitik seit den 1970er Jahren

21.6.2012

Jens Ivo Engels (Darmstadt): Umwelt und Natur in der Zeitgeschichte

- Das »Dritte Reich«. Neue Quellen, neue Studien – neue Perspektiven?
- Tote Flüsse, Ökobauern, gelbe Tonnen. Zeithistorische Perspektiven auf Umwelt und Natur

■ **STADT UND ZEITGESCHICHTE. EREIGNISSE UND ENTWICKLUNGEN IN HAMBURG SEIT DEN 1950ER JAHREN**
(Wintersemester 2012/13)

18.10.2012

Malte Thießen (Oldenburg): Hamburgs Erinnerungen an das »Dritte Reich« – Stichtag: 16. August 1952

25.10.2012

Dorothee Wierling (Hamburg): Nachkriegsgeschäfte. Hamburger Kaffeehandel seit den 1950er Jahren – Stichtag: 23. März 1956

1.11.2012

Frank Bajohr (Hamburg): Hamburger »Außenpolitik« im Kalten Krieg – Stichtag: 27. März 1957

8.11.2012

Kirsten Heinsohn (Hamburg): Das jüdische Hamburg im Wiederaufbau – Stichtag: 9. November 1958

15.11.12

Linde Apel (Hamburg): »Der 17. Juni soll kein Feiertag sein.« Politische Mobilisierung, Einstellungswandel und Protestformen unter Hamburger Oberschülern in den 1950er und 1960er Jahren – Stichtag: 17. Juni 1963

22.11.2012

Rainer Nicolaysen (Hamburg): »Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren.« Ein Hamburger Studentenprotest trifft den Nerv der Ordinariatenuniversität – Stichtag: 9. November 1967

29.11.2012

Christoph Strupp (Hamburg): Im Bann der »gefährlichen Kiste«. Wirtschaft und Politik im Hamburger Hafen – Stichtag: 31. Mai 1968

13.12.2012

Knud Andresen (Hamburg): Zwischen Volksfest und Kampftag. Vom Wandel gewerkschaftlicher Mai-Kundgebungen in Hamburg – Stichtag: 1. Mai 1969

20.12.2012

Sylvia Necker (Kiel): Hässlich, aber innovativ? Architektur und soziale Wirklichkeit der Großsiedlung Steilshoop – Stichtag: 14. Juli 1969

DIE REIHE WIRD 2013 FORTGESETZT:

10.1.2013

Joachim Szodrzynski (Hamburg): Fliegen Schmetterlinge nur einen Sommer? Prolog der Grün-Alternativen in Hamburg – Stichtag: 18. März 1978

17.1.2013

Claudia Kemper (Hamburg): Als die Entrüstung begann. Bürgerprotest, atomwaffenfreie Zonen und große Politik in Hamburg in den 1980er Jahren – Stichtag: 7. April 1983

24.1.13

Rainer Hering (Schleswig): Protestantismus und Religiosität in Hamburg in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – Stichtag: 4. April 1992

31.1.2013

Jan-Henrik Friedrichs (Vancouver): »Hamburg voll bedröhnt.« Illegalisierter Drogenkonsum im urbanen Raum – Stichtag: 16. Februar 1994

- Stadt und Zeitgeschichte. Ereignisse und Entwicklungen in Hamburg seit den 1950er Jahren

TAGUNGEN UND WORKSHOPS

■ GEDÄCHTNISRÄUME. GESCHICHTSBILDER UND ERINNERUNGSKULTUREN IN NORDDEUTSCHLAND

Tagung 15./16.6.2012, Warburg-Haus, Hamburg, Veranstalter: Arbeitsstelle Regionale Geschichtskulturen, Universität Oldenburg; Erinnern für die Zukunft e.V., Bremen; Evangelische Akademie der Nordelbischen Kirche, Hamburg; Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg; Heinrich-Böll-Stiftung Schleswig-Holstein, Kiel; Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen, Hannover; Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig; Politische Memoriale e.V. Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin

Freitag, 15.6.2012:

SEKTION 1: Raum und Erinnerung. Theoretische Annäherungen ■

Harald Schmid (Hamburg / Kiel): Regionale Gedächtnisräume ■ Alina Bothe (Berlin): Raum, Stadt und Gedächtnis bei Walter Benjamin – die Berliner Kindheit um 1900 ■ Dietmar von Reeken / Malte Thießen (Oldenburg): Regionale oder lokale Geschichtskulturen? Reichweite und Grenzen von Erinnerungsräumen

SEKTION 2: Fallstudien: Lokale und regionale Erinnerungskulturen in Norddeutschland ■

Knud Andresen (Hamburg): Historische Erzählungen über Altona als Elemente von Stadtteilidentität und lokaler Geschichtspolitik ■ Tobias Arand (Ludwigsburg) / Christian Bunnenberg (Duisburg-Essen): »Ohne Düppel kein Königgrätz, ohne Königgrätz kein Sedan, ohne Sedan kein deutsches Kaiserreich!« Der binationale Erinnerungsort Düppel / Dybbøl und seine Entwicklung in der deutschen und dänischen Geschichtskultur von 1864 bis zur Gegenwart ■ Öffentlicher Abendvortrag: Martin Sabrow (Potsdam): Der Raum der Erinnerung

Samstag, 16.6.2012:

FORTSETZUNG SEKTION 2: Fallstudien: Lokale und regionale Erinnerungskulturen in Norddeutschland ■

Dirk Thomaschke (Oldenburg): Die tägliche Existenzsicherung »in der großen Weltpolitik«. Das Raumkonzept nordfriesischer Ortschroniken bei der Darstellung

des Nationalsozialismus ■ Nina Hinrichs (Paderborn): Analyse historischer Sehweisen auf das Weltnaturerbe Wattenmeer und die Nordsee in der Kunst ■ Andreas Wagner (Schwerin): Die Repräsentationen der Geschichte der innerdeutschen Grenze entlang der Grenze zwischen Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern. Fragmentierte Erinnerungspraktiken entlang einer Trennlinie zwischen zwei Erinnerungskulturen ■ Matthias Manke (Schwerin): Parteiisch konstruierte Memoria? Die Kommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung des DDR-Bezirks Schwerin ■ Thomas Küster (Münster): Erinnerung oder Identität? Deutungen der Varusschlacht in der Region Südniedersachsen-Westfalen-Lippe ■ Günter Riederer (Wolfsburg): Kollektive Erinnerung in einer Stadt ohne Tradition – das Beispiel Wolfsburg
SEKTION 3: Praktizierte Erinnerung. Geschichtsbilder und historisch-politische Bildung ■ Wiebke Johannsen (Hamburg): Wikinger! Vom Kampf um die deutsche Vorgeschichte zum Wochenendausflug für die ganze Familie ■ Marcus Meyer (Bremen): Forensische Pädagogik: Die Konzeption des »Denkortes« Bunker Valentin in Bremen
Tagungsresümee: Claudia Fröhlich (Hannover / Berlin): Zur Bedeutung der analytischen Kategorie »Raum« für die geschichtspolitische und erinnerungskulturelle Forschung – eine Tagungsbeobachtung ■ Abschlussdiskussion

- **GESCHICHTE WIRD GEMACHT – VON DER QUELLE ZUM TEXT**
Workshop 21.9.2012, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, organisiert von Lina Nikou, Janine Schemmer und David Templin (alle FZH)

Freitag, 21.9.2012:

PANEL 1: Zwischen Arbeit und Passion ■ Alexander Kraus (Münster): Basteln an der Geschichte. Ein Interviewprojekt über die Praxis geschichtswissenschaftlicher Wissensproduktion ■ Ulrike Klöppel (Berlin): Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken.

PANEL 2: ForscherInnen und Quellen im Text ■ Klara Löffler (Wien): (Selbst)Reflexionen – Der Forscher/die Forscherin im Text ■ Matthias Zaft (Halle): Der Ton macht die Musik? Quellen im Text ■

Tagungen und Workshops

- Gedächtnisräume. Geschichtsbilder und Erinnerungskulturen in Norddeutschland
- Geschichte wird gemacht – Von der Quelle zum Text

Projektdiskussionen: Alexandra Ortmann (Berlin): Staatsbürger vor Gericht. Die Kulturgeschichte der Strafjustiz 1879–1924 ■ Jan Kunze (Hamburg): Die Protestbewegungen von 1968 in Mexiko und Brasilien: Zwischen lokalem Protest und globaler Revolte ■ Abschlussdiskussion

- **DAS GLOBALE LOKAL: HISTORISCHE PERSPEKTIVEN AUF DAS VERHÄLTNISS VON STADT UND GLOBALISIERUNG IN DER ZWEITEN HÄLFTE DES 20. JAHRHUNDERTS**
Workshop 16. / 17.11.2012, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, organisiert von Christiane Reinecke und Christoph Strupp (beide FZH)

Freitag, 16.11.2012:

PANEL 1: Städtische Ökonomien im globalen Kontext ■ Christoph Strupp (Hamburg): Der Hamburger Hafen im Spannungsfeld lokaler Traditionen und globaler ökonomischer Herausforderungen seit den späten 1960er Jahren ■ Jörg Arnold (Freiburg): »Managed rundown«? Sozioökonomischer Wandel in Liverpool. Merseyside und die Strukturpolitik der Regierung Thatcher (1979–1990) ■ Moderation / Kommentar: Martina Heßler (Hamburg)

PANEL 2: Städtische Imageproduktion im Wandel ■ Dirk Schubert (Hamburg): Städtebauliche Großprojekte und Imageproduktion – Globale Transformationsprozesse und lokale »Leuchttürme« in Seehafenstädten ■ Simone Egger (München): »Weltstadt mit Herz«. München in den langen 1960er Jahren ■ Marc Schalenberg (Berlin): Weltstadt Berlin? Imageproduktionen der 1980er und 1990er Jahre ■ Moderation/Kommentar: Axel Schildt (Hamburg)

Samstag, 17.11.2012:

PANEL 3: Lokale Musikszene im transnationalen Zusammenhang ■ Michel Abeßer (Freiburg): Das New Orleans an der Newa: Leninograd und die Sowjetisierung des Jazz in den 1950er und 1960er Jahren ■ Daniel Tödt (Berlin): Globales Ghetto – lokale Banlieue. Transnationale Netzwerke und städtische Verortung in der französischen Rapmusik ■ Moderation/Kommentar: Thomas Mergel (Berlin)

PANEL 4: Migration, Segregation und urbaner Wandel ■ Bettina Severin-Barboutie (Gießen): »Les colonies ont planté leurs tentes en métropole«. (Post)koloniale Migration und Dekolonisierung in Lyon ■ Christiane Reinecke (Hamburg): Globale Ghettoisierung? Zur veränderten Nomenklatur des urbanen Raums in Westdeutschland und Frankreich seit den 1960er Jahren ■ Moderation / Kommentar: Angelika Epple (Bielefeld) ■ Abschlussdiskussion

- **KAFFEE GLOBAL, REGIONAL, LOKAL. ZUR GESCHICHTE EINES GENUSSMITTELS IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT**
Tagung 6.–8.12.2012, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, organisiert von Dorothee Wierling, Rupert Marienfeld und Maïke Raap (alle FZH)

Donnerstag, 6.12.2012:

Begrüßung und Einführung ■ Steven Topik (Irvine / USA): The Social Life of Coffee. Perspectives and Debates on the History of a Global Commodity, öffentlicher Abendvortrag im Museum für Völkerkunde in Hamburg

Freitag, 7.12.2012:

PANEL 1: Produkt, Produktion und Produktionsländer ■ Moderation: Ulrich Mücke (Hamburg) ■ Justus Fenner (Mexico): Die chiapanekische Kaffeefinca. Arbeits- und Sozialbeziehungen im internationalen Kontext, 1896 bis 1936 ■ Volker Wunderlich (Hannover): Wenn die Kaffeebäume zu viel tragen ... Reaktionen auf die Überproduktion der Weltwirtschaftskrise in Costa Rica und Zentralamerika ■ Christiane Berth (St. Gallen): Kaffee, Konflikte und Boykott: Der schwierige Wiederaufbau der Handelsnetzwerke zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Guatemala in den 1950er Jahren ■ Kommentar: Hector Perez Brignoli (Konstanz)

PANEL 2: Handel und Händler ■ Moderation: Jürgen Zimmerer (Hamburg) ■ Laura Rischbieter (Washington): Kooperativer Wettbewerb? Institutionen der Kaffeegroßhandelsbranche in Hamburg von 1880 bis 1914 ■ Dorothee Wierling (Hamburg): Geschäft und Ehre: Rohkaffeehandel in Hamburg 1933 bis 1945 ■

Tagungen und
Workshops

- **Das Globale lokal:** Historische Perspektiven auf das Verhältnis von Stadt und Globalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts
- **Kaffee global, regional, lokal.** Zur Geschichte eines Genussmittels im 19. und 20. Jahrhundert

Christof Dejung (Zürich): Staatliche Interventionen und multinationale Handelsfirmen: Das Kaffeegeschäft der Firma Gebrüder Volkart, 1930er bis 1980er Jahre ■ Kommentar: Steven Topik (Irvine)
PANEL 3: Konsum und Konsumenten ■ Moderation: Peter Albrecht (Braunschweig) ■ Svenja Kunze (Liverpool): Kaffee wird zum Markenartikel: Firmen- und Marketingstrategien deutscher Kaffeeunternehmen am Beispiel von »Jacobs Kaffee« und »Kaffee HAG«, 1895 bis 1939 ■ Bhaswati Bhattacharya (Göttingen): Creating a Domestic Market: Consumption of Coffee in India, 1935 bis 2010 ■ Monika Sigmund (Hamburg): Kaffee, Konsum und Wahrnehmung. Eigen- und Fremdbilder von Kaffeekonsumenten in beiden deutschen Staaten ■ Ruben Quaas (Bielefeld): Wie der Kaffee fair wurde. Die »Aktion Dritte-Welt-Handel« und der »Indio-Kaffee« in den 1970er Jahren ■ Kommentar: Roman Rossfeld (Zürich)

Samstag, 8.12.2012

PANEL 4: Kaffee im historischen Kontext ■ Marcel van der Linden (Amsterdam): Kaffee in der Geschichte der Globalisierung ■ Jakob Vogel (Paris): Kaffee in neueren Ansätzen der Wirtschaftsgeschichte ■ Hannes Siegrist (Leipzig): Kaffee im Rahmen der Konsumgeschichte

WEITERE ÖFFENTLICHE VERANSTALTUNGEN

26.1.2012

Linde Apel: »Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter aus der Werkstatt der Erinnerung«. Buchpräsentation

30.1.2012

Christoph Dieckmann: Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941–1944. Buchpräsentation, in Kooperation mit dem IGdJ

13.6.2012

Bettina Goldberg / Monika Richarz: Abseits der Metropolen. Die jüdische Minderheit in Schleswig-Holstein. Buchpräsentation, in Kooperation mit dem IGdJ

30.10.2012

Alexander Gallus: Heimat Weltbühne: Eine Intellektuellengeschichte im 20. Jahrhundert. Buchpräsentation, in Kooperation mit der Heinrich Heine Buchhandlung

12. – 24.11.2012

60 Jahre in Hamburg: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Ausstellung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in der Rathausdiele, Rathaus Hamburg, in Zusammenarbeit mit der Universität Hamburg Fachbereich Geschichte, der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg

4. KOOPERATIONSBEZIEHUNGEN

Mit der Universität Hamburg ist die FZH satzungsgemäß verbunden: Der Direktor / die Direktorin der FZH ist zugleich Professor / Professorin für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Universität Hamburg. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der FZH erbringen in jedem Semester mindestens vier Semesterwochenstunden Lehre am Historischen Seminar.

Die Universität ist durch zwei Mitglieder im Wissenschaftlichen Beirat der FZH repräsentiert, ein Vertreter der Universität ist Mitglied im Kuratorium.

SONSTIGE INSTITUTIONELLE KOOPERATIONSBEZIEHUNGEN

A. MITGLIEDSCHAFT IN VEREINIGUNGEN VON HISTORIKERINNEN UND HISTORIKERN

- Vorstand des Vereins für Hamburgische Geschichte (Linde Apel, Kirsten Heinsohn)
- Arbeitskreis Historische Frauen- und Geschlechterforschung (AKHFG) (Kirsten Heinsohn)

- Stellvertretende Sprecherin des Arbeitskreises Historische Friedensforschung (AKHF) (Claudia Kemper)
- Arbeitskreis Geschichte + Theorie (Christiane Reinecke)
- DFG gefördertes Nachwuchswissenschaftler(innen)-Netzwerk »Population, Knowledge, Order, Change: Demography and Politics in the Twentieth Century in Global Perspective« (Christiane Reinecke)
- Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte (Axel Schildt)
- Vorsitzender des Fachkollegiums Geschichtswissenschaft der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Axel Schildt)
- Arbeitskreis Hamburger Archivare (Angelika Voß-Louis)

B. MITGLIEDSCHAFT IN GREMIEN ZEITHISTORISCHER INSTITUTE UND ANDERER EINRICHTUNGEN

- Assoziierter Hochschullehrer im Niedersächsischen Forschungskolleg »Nationalsozialistische Volksgemeinschaft?« (Frank Bajohr)
- Stellvertretender Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte (IZRG) (Frank Bajohr)
- Mitglied des wissenschaftlichen Beirates des Prora-Zentrums e. V. (Frank Bajohr)
- Kommission der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Zeitgeschichte (Kirsten Heinsohn)
- Akademie der Wissenschaften in Hamburg (Axel Schildt)
- Zeitgeschichtlicher Arbeitskreis Niedersachsen, Göttingen (Axel Schildt)
- Wissenschaftlicher Beirat des Instituts für Juristische Zeitgeschichte an der Fernuniversität Hagen (Axel Schildt)
- Stellvertretende Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des Zentrums für Zeithistorische Forschungen, Potsdam (Dorothee Wierling)
- Board der German Studies Association (Dorothee Wierling)

C. MITGLIEDSCHAFT IN GREMIEN ÖFFENTLICHER EINRICHTUNGEN

- Sprecher des altstipendiatischen Netzwerkes Geschichte der Hans-Böckler-Stiftung (Knud Andresen)
- Beraterkreis »Gewerkschaftsgeschichte« der Friedrich-Ebert-Stiftung und der Hans-Böckler-Stiftung (Knud Andresen)
- Expertenrunde Ehemaliger Hannoverscher Bahnhof (Linde Apel)
- Runder Tisch: Wie geht Hamburg mit seinem jüdischen Erbe um? (Linde Apel)
- Projektbeirat Partizipation von Jugendlichen an der Gestaltung des Gedenkortes Hannoverscher Bahnhof (Linde Apel)
- Beirat zur Gestaltung der neuen Dauerausstellung in St. Nikolai (Linde Apel)
- Sachverständigenausschusses für Eintragungen in das Verzeichnis national wertvoller Archive / Hansestadt Hamburg (Kirsten Heinsohn)
- Wissenschaftlicher Beirat der Forschungsstelle Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland (Axel Schildt)
- Internationaler Beirat der Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung (Axel Schildt)
- Gewähltes externes Mitglied des Senatsausschusses Wettbewerb der Leibniz-Gemeinschaft (Axel Schildt)
- Beirat der Stiftung Historische Museen Hamburg (Axel Schildt)
- Beirat für die Entschädigung ehemaliger Heimkinder bei der Hamburger Behörde für Soziales (Dorothee Wierling)
- Expertenrat der deutsch-polnischen Schulbuchkonferenz zum Entwurf eines deutsch-polnischen Schulbuchs (Dorothee Wierling)
- European Research Council (ERC) panel: The Study of the Human Past, Advanced Grants Evaluation (Dorothee Wierling)

D. MITGLIEDSCHAFT IN GREMIEN PRIVATER STIFTUNGEN

- Kuratorium für den Max-Brauer-Preis der Toepfer-Stiftung F.V.S (Linde Apel)
- Wissenschaftlicher Beirat der Herbert und Elsbeth Weichmann Stiftung (Kirsten Heinsohn, Axel Schildt)

b. Mitgliedschaft in Gremien zeithistorischer Institute und anderer Einrichtungen

c. Mitgliedschaft in Gremien öffentlicher Einrichtungen

d. Mitgliedschaft in Gremien privater Stiftungen

- Auswahlgremium für die Vergabe von Archivstipendien der Alfred Toepfer Stiftung F.V.S. (Axel Schildt)
 - Wissenschaftlicher Beirat des Schülerwettbewerbs der Körber-Stiftung um den Preis des Bundespräsidenten (Axel Schildt, Dorothee Wierling)
 - Zentraljury des Schülerwettbewerbs der Körber-Stiftung um den Preis des Bundespräsidenten (Axel Schildt, Dorothee Wierling)
- E. MITGLIEDSCHAFT IN GREMIEN HISTORISCHER BZW. ZEITGESCHICHTLICHER ZEITSCHRIFTEN UND BUCHREIHEN
- Beraterteam des Editionsprojekts »Zeitungszeugen«. Die Presse in der Zeit des Nationalsozialismus (Frank Bajohr)
 - Rezensionsredaktion H-SOZ-KULT (Kirsten Heinsohn)
 - Herausgeberkreis und Redaktion der Informationen zur modernen Stadtgeschichte (Axel Schildt)
 - Wissenschaftlicher Beirat der Zeitschrift Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History (Axel Schildt)
 - Wissenschaftlicher Beirat der Zeitschrift Hamburger Wirtschafts-Chronik. Neue Folge (Axel Schildt)
 - Wissenschaftlicher Beirat der Helmut und Loki Schmidt Stiftung zur Herausgabe von Schriften über Helmut und Loki Schmidt (Axel Schildt)
 - Herausgeberkreis und Redaktion der Zeitschrift WerkstattGeschichte (Dorothee Wierling)
 - Wissenschaftlicher Beirat der Zeitschrift Historische Anthropologie (Dorothee Wierling)
 - Herausgeberkreis der Reihe Selbstzeugnisse der Neuzeit beim Verlag Böhlau (Dorothee Wierling)
 - Advisory Board of H-German (Dorothee Wierling)
 - Editorial Board der Zeitschrift History and Memory (Dorothee Wierling)
 - Mitglied des Board of Editors der Publikationsreihe Spektrum: Publications of the German Studies Association (Dorothee Wierling)

5. BIBLIOTHEK

In diesem Jahr kamen 1849 neue Titel in unsere Bibliothek. Damit erhöht sich der Gesamtbestand auf 89 952 Titel. 5981 Ausleihvorgänge wurden gezählt, damit gab es über 500 Ausleihen mehr als im vergangenen Jahr. Der Hauptteil der Bibliotheksbenutzer sind Studierende der Universität, aber auch andere Nutzergruppen wie Familienforscher, freie Wissenschaftler, Schüler sowie die großen Hamburger Medien wie DIE ZEIT, der SPIEGEL, der STERN oder GEO nehmen einen gewissen Anteil ein. Zugenommen haben auch die Ausleihen an Institute und Forschungsgruppen der Universität auf dem Wege der »Amtshilfe«. Neben regulären Zukäufen aus dem Buchhandel sind Belegexemplare, Schenkungen und Nachlässe die wichtigsten Quellen der Buchzugänge. Hier waren es vor allem die Nachlässe Marianne Koops, einer Lehrerin, mit ca. 200 Titeln und Walter Tormins mit ca. 300 Titeln. Der Nachlass eines Funktionärs des Reichsnährstandes in Schleswig-Holstein betrug ca. 200 Titel. Lerke Gravenhorst schenkte der Bibliothek ebenfalls ca. 200 Titel, die vor allem im historisch-soziologischen Bereich angesiedelt sind. Peter Hauschildt, ehemaliger Vorsitzender der Gewerkschaft HBV in Hamburg, spendete die komplette Zeitschrift »Vorgänge«. Frau Blum-Lüning aus Hamburg-Alsterdorf überließ uns ca. 100 Titel ihres verstorbenen Mannes, eines freien Journalisten, der sich überwiegend mit israelischer und jüdisch-deutscher Geschichte beschäftigt hatte.

Helge Jani überließ uns 250 Titel zum Kernthema Zeitgeschichte, insbesondere der Bundesrepublik bis 1990. Die Titel des Nachlasses Amendt sind inzwischen nahezu in den Bibliotheksbestand eingearbeitet. Im Gegensatz zu den ursprünglich angenommenen ca. 900 Titeln erreichen wir hier etwa 1200 Titel.

Vom 22. bis 25.5.2012 fand der 101. Bibliothekartag in Hamburg statt. Die Mitarbeiter der Bibliothek nahmen an diversen Vorträgen, Workshops und Veranstaltungen teil, insbesondere zu den Themen Digitalisierung und elektronisches Publizieren. Die Stände der Buchscanner-Firmen wurden ebenso besucht, wie das Projekt der Deutschen Digitalen Bibliothek als nationales Beitragsprojekt zur

»Europeana«, des großen europäischen Kulturgeschichtsportals. Am 24.5.2012 wurde eine Führung durch die Bestände der FZH für das Fachpublikum des Bibliothekartages organisiert.

Cäcilia Maag, als studentische Mitarbeiterin der Bibliothek, hat insbesondere Zeitungsgeschenke aufgelistet, mit unseren Beständen abgeglichen und eingearbeitet. Günther Scharmberg verstärkt seit September die Bibliotheksmannschaft. Im November begannen Frau Maag und Herr Scharmberg mit der anstehenden Revision des Gesamtbestandes. Bartosz Cejer hospitierte in der Bibliothek. Anfragen und Beratungen zu Quellen- und Literatursituationen bei speziellen Themen sowie mehrere Führungen für Erstsemester runden die Aktivitäten der Bibliothek auch in diesem Jahr ab.

6. ARCHIV

2012 arbeiteten 78 (2011: 61) Benutzerinnen und Benutzer in unserem Archiv. In dieser Zahl nicht enthalten sind die FZH-internen Nutzungen und die einzelnen Studierenden, die in Arbeitsgruppen im Rahmen eines Projektseminars eine Ausstellung zum 60. Jahrestag der Gründung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Hamburg erarbeiteten. Im letzten Jahr erreichten das Archiv 129 Anfragen, nicht nur von Wissenschaftlern/innen, sondern auch aus der Hamburger Bevölkerung, die mit Unterlagen aus dem FZH-Archiv oder dem Verweis auf andere Archive beantwortet werden konnten.

Auch für die Ausstellungen »Eine Wohnung für uns! Genossenschaftlicher Wohnungsbau in Hamburg« – ab dem 13.11.2012 im Museum der Arbeit – und die Rathausausstellung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Januar 2013) stellte das FZH-Archiv Dokumente zur Verfügung.

Im November 2012 erfolgte die Gründung des »Hamburger Überlieferungsverbands Nachlässe«, in dem mehrere kleine Archive mit dem Staatsarchiv Hamburg und der Handschriftenabteilung der SUB zusammenarbeiten, um eine effektive Sicherung

von biographischen Archivalien zu erreichen, die von privater Hand angeboten werden. Das FZH-Archiv beteiligt sich an diesem Verbund und ist offen für Nachlässe Hamburger Bürgerinnen und Bürger, auch solchen mit Migrationshintergrund sowie für Nachlieferungen des DGB und seiner Einzelgewerkschaften. Aktive Sammlungspolitik kann von der FZH in keinem dieser Bereiche geleistet werden.

Am 3.3.2012 nahmen das FZH-Archiv und andere der jetzt an dem Verbund beteiligten Archive an der gut besuchten Veranstaltung zum »Tag der Archive« im Staatsarchiv Hamburg teil.

Dem FZH-Archiv wurden auch im vergangenen Jahr viele interessante Bestände angeboten, die die Aufnahmekapazität voll auslasten. Im Februar wurde das Archiv des Deutschen Jugendherbergswerks, Landesverband Nordmark sorgfältig gesichtet und zur Übernahme vorbereitet. Wir erhalten weiterhin schriftliche Nachlässe von »Normalbürgern und -bürgerinnen«, die ein pensionierter Hamburger Lehrer auf Flohmärkten erwirbt und unserem Archiv schenkt. Vom DGB Hamburg und dem Gemeindepsychiatrischen Zentrum Eimsbüttel (GPZE) kamen wesentliche Nachlieferungen, auch Herr Lotter hat weitere Unterlagen zur Ergänzung seines »Arbeitsdienstarchivs« abgegeben.

Auf HamburgWissen Digital, dem von der SUB betriebenen Portal zur Geschichte und Landeskunde der Hansestadt (<http://www.hamburgwissen-digital.de/home.html>), wird sich das FZH-Archiv als Archiv zur Sozial-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts präsentieren. Der Sammelschwerpunkt soll auf individuellen Zeugnissen und Archiven von Vereinigungen liegen, wenn diese alltagsgeschichtliche Relevanz haben, für einzelne FZH-Projekte zu nutzen sind oder die Sammlungen zur Sexualgeschichte im Archiv weiter ergänzen. Offen ist unser Archiv auch für Nachlieferungen zu seinen SPD- und DGB-Beständen.

Marine Viale aus Frankreich arbeitete 2012 als Praktikantin im FZH-Archiv und erschloss wesentliche Teile des umfangreichen Fotobestands aus dem Nachlass Fraenkel-Jochimsen. Martin Schneider setzte als studentische Hilfskraft die Ordnung und Verzeichnung einer umfangreichen Dokumentation fort, deren

Themen Pop-Musik, Drogen, Doping und sexualwissenschaftliche Fragen umfassen.

Unterstützt haben wir Herrn Heiner Roß, um seine umfangreiche Sammlung von Informationen zu anglo-amerikanischen Reeducationfilmen in eine html-konforme Datenbank umzuwandeln. Mit seiner Dokumentensammlung im FZH-Archiv arbeiten in diesem Jahr zwei Wissenschaftlerinnen über einen längeren Zeitraum. Anfang Dezember wurde auf einer Archivkonferenz zum KPD(O)/IVKO-Bestand über Möglichkeiten beraten, diesen Bestand öffentlichkeitswirksam zu präsentieren. Er enthält wesentliche Dokumente von deutschen Exilanten nach 1933 und zur Lage kritischer Kommunisten in der DDR. In die demnächst aktualisierte Beständeübersicht soll dieses Archiv mit detaillierten Informationen aufgenommen werden.

7. WERKSTATT DER ERINNERUNG – HAMBURGER LEBENSÄUFE (WDE)

Die Werkstatt der Erinnerung wird nicht nur in der städtischen Öffentlichkeit, sondern auch überregional und international gut wahrgenommen. Im Jahr 2012 nahmen 211 Personen Kontakt mit der WdE auf und baten um Auskunft (2011: 151). Die Mehrheit der Anfragen stammte aus Hamburg, viele erreichten uns aus verschiedenen Orten der Bundesrepublik. Eine Reihe von Anfragen erhielten wir aus dem Ausland, darunter Japan, die USA, Israel, Niederlande, Österreich, Italien, Tschechien und Frankreich. Dazu gehörte das Jüdische Museum, Prag, das Anne Frank Haus, Amsterdam, das Center of the Tokyo Raid and War Damages, das Holocaust Memorial Center in Farmington Hills.

Ein großer Teil der Anfragen konnte nach teils ausführlichen Recherchen schriftlich beantwortet werden. 51 Personen (2011: 36) entschieden sich für einen Besuch vor Ort und sahen insgesamt 265 Interviews (2011: 229) ein. Zu den Benutzern der biographischen

Materialien in der WdE gehörten Studierende, die für ihre Haus- oder Qualifikationsarbeiten recherchieren; Schüler; Journalisten; Kollegen aus Hamburger oder Berliner Einrichtungen wie der KZ Gedenkstätte Neuengamme, der Gedenkstätte deutscher Widerstand, der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung oder von verschiedenen Geschichtswerkstätten.

Die Sammlung der WdE ist 2012 um 90 Interviews angewachsen. Dazu gehören zehn Interviews, die im Rahmen des von der Senatskanzlei geförderten Besuchsprogramms für die einstigen jüdischen Hamburger geführt wurden, zwei Interviews zum Themenbereich Migration und 21 Interviews, die im Rahmen des Forschungsprojekts »Kaffeewelten« von Christiane Berth und Dorothee Wierling geführt wurden. Die Sammlung vergrößerte sich weiterhin um ein über 250 Seiten starkes Konvolut persönlicher Dokumente im Original. Eine Hamburgerin, die 1990 über ihre Verfolgung in der NS-Zeit interviewt worden ist, überließ sie uns zur Ergänzung ihres Interviews. Sie stehen unterdessen in digitaler Form für Interessierte zur Verfügung.

Zwei umfangreiche neue Interviewsammlungen wurden für die Benutzung freigegeben. Dazu gehören 150 lebensgeschichtliche englischsprachige Videointerviews mit Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung, die uns von der Association of Jewish Refugees zur Verfügung gestellt wurden, sowie 130 Interviews von Simone Heil zum Thema »Deutsch-Israelischer Jugendaustausch«.

Eine Einführung in die Sammlung und Arbeit der Werkstatt der Erinnerung erhielten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Historischen Forschungsstelle des Leibniz-Instituts für Regionalentwicklung und Strukturplanung, Erkner, sowie Studierende der Universität Oldenburg (zwei Lehrveranstaltungen von Jun.-Prof. Dr. Malte Thiessen).

Die WdE als wachsendes Multimedia-Archiv konnte mit einer Ende 2011 eingegangenen finanziellen Unterstützung durch die Behörde für Wissenschaft und Forschung (BWF) ihre Serverkapazitäten so erweitern, dass die Langzeitarchivierung der digitalen Bestände für die nächsten Jahre gesichert ist.

Da in der letzten Zeit verstärkt auch Fotos und Dokumente aus den Sammlungen der WdE nachgefragt werden, freuen wir uns sehr über die Ende 2012 erfolgte finanzielle Unterstützung zur Digitalisierung dieser Bestände durch die BWF. Damit wird die WdE in die Lage versetzt, auch ihre biographischen Unterlagen langfristig digital zu sichern und ihren Nutzern in Zukunft komfortabel digitale Kopien zur Verfügung zu stellen.

Anlässlich des Tages des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus fand am 26. Januar die gut besuchte Präsentation des Buches »Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter aus der Werkstatt der Erinnerung« statt. Linde Apel führte mit historischen Fotos sowie Ton- und Videodokumenten in das Buch ein.

Am 17. Februar 2012 bot Hamburgs Mahnmal für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft der Jahre 1933 bis 1945 den Rahmen für eine eindrucksvolle, von der WdE organisierte Begegnung zwischen Frauen und Männern aus Hamburg, Tokio und Osaka, die 1943 und 1945 schwere Bombenangriffe überlebt haben. Auf Initiative des japanischen War-Peace-Ring im Center of the Tokyo Raid and War Damages nahmen neben Journalisten, Wissenschaftlern und Friedensaktivisten aus Japan Klaus Francke, der Vorsitzende des Förderkreises St. Nikolai, Lisa Kühl, Mitarbeiterin der Abteilung Internationale Zusammenarbeit der Senatskanzlei und zuständig für die Städtepartnerschaft zwischen Hamburg und Osaka, PD Dr. Ulrich Lamparter und Dr. Christa Holstein vom Universitätskrankenhaus Eppendorf teil. Hauptpersonen waren die deutschen und japanischen Zeitzeugen und Überlebenden der Bombenangriffe auf Tokio, Osaka und Hamburg, die sich trotz sprachlicher Hindernisse mit Hilfe von Übersetzerinnen austauschten. Ein Bericht von Linde Apel über diese Begegnung wird 2013 im Katalog einer Ausstellung in Tokio erscheinen, die den Umgang mit dem Bombenkrieg in Dresden, Berlin und Hamburg aus japanischer Sicht thematisiert.

8. VERÖFFENTLICHUNGEN DER FZH

(Lektorat für alle Bände: Joachim Szodrzynski)

- Sylvia Necker, Konstanty Gutschow (1902–1978). Modernes Denken und volksgemeinschaftliche Utopie eines Architekten (Forum Zeitgeschichte Sonderband), München / Hamburg 2012, 384 Seiten.
- Alexander Gallus, Heimat »Weltbühne«. Eine Intellektuellengeschichte im 20. Jahrhundert (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Band 50), Göttingen 2012, 421 Seiten.
- 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, hrsg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte, München / Hamburg 2012, 352 Seiten.

9. VERÖFFENTLICHUNGEN DER MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DER FZH

KNUD ANDRESEN

- (mit Claudia Kemper), Strukturwandel und Protest. Hamburg und Norddeutschland seit den 1970er Jahren, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), Nachrichten aus der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Hamburg 2011, S. 117-129.
- Wandel einer sozialen Bewegung. Gewerkschaftliche Mai-Kundgebungen in Hamburg, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München / Hamburg 2012, S. 145–159.
- Ernst Thälmann, in: Franklin Kopitzsch / Dirk Brietzke (Hg.), Hamburgische Biografie 6, Personenlexikon, Göttingen 2012, S. 337–339.
- »1968« im Westen – Ursprünge, Verlauf und Folgen der Studentenrevolte im Westen, in: Shi-Lin (Historical Review), Shanghai, No. 5 (2012), pp. 160–165 (in chinesischer Übersetzung).

LINDE APEL

- Emotionen und Erkenntnisse. Einblicke in das Besucherbuch der Gedenkstätte Bullenhuser Damm, in: Iris Groschek / Kristina Vagt (Hg.), »... dass du weißt, was hier passiert ist.« Medizinische Experimente im KZ Neuengamme und die Morde am Bullenhuser Damm, Bremen 2012, S. 118–123.
- »Ich bin unter Verhältnissen aufgewachsen, die, glaube ich, viel aufregender waren als die eines normalen Westdeutschen. Aber dadurch bin ich sehr entschieden politisiert worden.« Joist Grolle im Gespräch mit Linde Apel, in: Dirk Brietzke / Rainer Nicolaysen (Hg.), Geschichte und Politik. Festschrift für Joist Grolle zum 80. Geburtstag (zugleich Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. 98), Hamburg 2012, S. 219–244.
- »Der 17. Juni soll kein Feiertag sein.« Politische Mobilisierung, Einstellungswandel und Protestformen unter Hamburger Oberschülern in den 1950er und 1960er Jahren, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den 1950er Jahren, München / Hamburg 2012, S. 79–92.

FRANK BAJOHR

- Mass Murder and Community Building, in: German History, Vol. 30 (2012), S. 120–126.
- Walter Ulbricht und Herbert Wehner, oder: »Arbeiterklasse« und »Volksgemeinschaft«. Rückblick und Ausblick, in: Detlef Schmichen-Ackermann (Hg.), »Volksgemeinschaft«: Mythos, wirkungsmächtige soziale Verheißung oder soziale Realität im »Dritten Reich«? Paderborn 2012, S. 367–372.
- Eine Freundschaft zwischen Dissens und Konsens: Axel Springer und Erik Blumenfeld, in: Fritz Backhaus / Dmitrij Belkin / Raphael Gross (Hg.), Bild dir dein Volk! Axel Springer und die Juden, Göttingen 2012, S. 26–31.
- (mit Josef Schmid), Gewöhnlicher unternehmerischer Opportunismus? Kurt A. Körber und die Dresdner »Universelle« im Nationalsozialismus, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), Zeitgeschichte in Hamburg 2011. Nachrichten aus der

Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Hamburg 2012, S. 73–101.

- Fritz Szepan. Fußball-Idol und Nutznießer des NS-Regimes, in: Diethelm Blecking / Lorenz Peiffer (Hg.), Sportler im »Jahrhundert der Lager«. Profiteure, Widerständler und Opfer, Göttingen 2012, S. 110–115.
- Hamburger »Außenpolitik« im Kalten Krieg. Die Städtepartnerschaft mit Leningrad, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München / Hamburg 2012, S. 49–61.
- Wie erlebten ausländische Diplomaten die NSDAP-Reichsparteitage?, in: Zeitungszeugen, Nr. 10: 5. September 1934 (2012), S. 6–7.
- Außenpolitische »Erfolge« und innenpolitische Integration: Die Grundlagen des Führer-Mythos, in: Zeitungszeugen, Nr. 14: 7. März 1936 (2012), S. 6–7.
- Widerstand ohne Volk, in: Zeitungszeugen, Nr. 18: 16. und 18. August 1936 (2012), S. 2–3.
- Wettlauf um bizarre Ehrentitel, in: Zeitungszeugen, Nr. 23: 29. Januar 1937 (2012), S. 2–3.
- Unheilige Nacht. Weihnachten im Nationalsozialismus, in: Zeitungszeugen, Sondernummer 2012, S. 2–3.

KIRSTEN HEINSOHN

- Einleitung, in: Feministische Studien, Bd. 30 (2012), Heft 1, Themenheft: Sport – Kult der Geschlechter, (hg. mit Anne Fleig), S. 3–11.
- Kommentar: Nachkriegszeit und Geschlechterordnung, in: Julia Paulus / Eva-Maria Silies / Kerstin Wolff (Hg.), Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik, Frankfurt am Main 2012, S. 92–99.
- (mit Claudia Kemper), Geschlechtergeschichte, in: Frank Bösch / Jürgen Danyel (Hg.), Zeitgeschichte. Konzepte und Methoden, Göttingen 2012, S. 329–351, sowie: Geschlechtergeschichte, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 4.12.2012, URL: <https://docupedia.de/zg/Geschlechtergeschichte?oldid=85303>

- Linde Apel
- Frank Bajohr
- Kirsten Heinsohn

- Beiträge in: Franklin Kopitzsch / Dirk Brietzke (Hg.), Hamburgische Biografie. Personenlexikon, Bd. 6, Göttingen 2012:
 - Charlotte Engel-Reimers, S. 88–90.
 - Erich Lütz, S. 199–201.
 - Antonie Traun, S. 342–343.
- Wunden schließen. Das jüdische Hamburg im Wiederaufbau, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München / Hamburg 2012, S. 63–78.
- Bewegung in der Stadt. Hamburger Frauenvereine im langen 19. Jahrhundert, in: Dirk Hempel / Ingrid Schröder (Hg.), Andocken. Hamburgs Kulturgeschichte 1848 bis 1933, Hamburg 2012, S. 88–98.
- (mit Rita Bake), »Man meint aber unter Menschenrechten nichts anderes als Männerrechte.« Zur Geschichte der Hamburger Frauenbewegung und Frauenpolitik vom 19. Jahrhundert bis zur Neuen Hamburger Frauenbewegung Ende der 1960er Jahre, Hamburg 2012.

CLAUDIA KEMPER

- (mit Knud Andresen), Strukturwandel und Protest. Hamburg und Norddeutschland seit den 1970er Jahren, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), Nachrichten aus der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Hamburg 2011, S. 117–129.
- Psychologische Abrüstung. Psychotherapeuten in der westdeutschen Friedensbewegung der frühen 1980er Jahre, in: Maik Tändler / Uffa Jensen (Hg.), Das Selbst zwischen Anpassung und Befreiung. Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen), Göttingen 2012, S. 168–185.
- Als die Enrüstung begann. Bürgerprotest, atomwaffenfreie Zonen und große Politik in Hamburg in den 1980er Jahren, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München / Hamburg 2012, S. 233–247.
- Atomschlag und Zivilschutz. Vorbereitungen auf den Ernstfall in Politik und Wissenschaft, in: Christoph Becker-Schaum / Philipp

Gassert / Martin Klimke / Wilfried Mausbach / Marianne Zepp (Hg.), Die Nuklearkrise: Der Nato-Doppelbeschluss und die Friedensbewegung der 1980er Jahre – Eine Einführung, Paderborn 2012, S. 309–324.

- (mit Kirsten Heinsöhn), Geschlechtergeschichte, in: Frank Bösch / Jürgen Danyel (Hg.), Zeitgeschichte. Konzepte und Methoden, Göttingen 2012, S. 329–351, sowie: Geschlechtergeschichte, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 4.12.2012, URL: <https://docupedia.de/zg/Geschlechtergeschichte?oldid=85303>
- Die Große Enrüstung, in: Weltpolitik im Schatten der Bombe. Der Kalte Krieg. ZEIT Geschichte, 3 (2012), S. 80–85.
- Pershing Zwo ab ins Klo, in: Stern Magazin, Nr. 50 (6.12.2012), S. 72–80 (zus. mit Stefan Schmitz).
- International, national, regional. Die Organisation »Internationale Ärzte zur Verhütung des Atomkrieges« und der Wandel im anti-atomaren Protest in der ersten Hälfte der 1980er Jahre, in: Archiv für Sozialgeschichte. Der Wandel des Politischen in den 1980er Jahren, Bd. 52 (2012), S. 555–579.
- Das »Geschichtsbureau« – Kompetenzwerkstatt für das Historische Seminar der Universität Hamburg, in: Paradigma. Beiträge aus Forschung und Lehre aus dem Zentrum für Lehrerbildung, Fach- und Hochschuldidaktik, hg. von Ulrike Senger, Passau 2012, S. 272–293 (zus. mit Cordula Franke, Joachim Jaczny, Jörn Lindner, Thorsten Logge, Nina Siessegger, Gunnar B. Zimmermann).

LINA NIKOU

- »Mein Name ist Ausländer.« Alltagserfahrungen und Migrationspolitik in der Stadt, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München / Hamburg 2012, S. 216–230.

MAIKE RAAP

- »Der Ernst des sportlichen Spiels.« Städtische Identität und Kommerzialisierung im Hamburger Fußball, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), 19 Tage Hamburg, Ereignisse und

- Kirsten Heinsöhn
- Claudia Kemper
- Lina Nikou
- Maike Raap

Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München / Hamburg 2012, S. 189–201.

- Die Hamburger Nacht des Wissens in der FZH, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), Nachrichten aus der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Hamburg 2012, S. 113–116.

CHRISTIANE REINECKE

- Hg. (mit Thomas Mergel), Das Soziale ordnen. Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2012.
- (mit Thomas Mergel), Das Soziale vorstellen, darstellen, herstellen: Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert, in: Dies. (Hg.), Das Soziale ordnen. Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2012, S. 7–30.
- Wo das Soziale wohnt: Urbane Geographien und die Verortung sozialer Ungleichheit in den westdeutschen Sozialwissenschaften, in: Christiane Reinecke / Thomas Mergel (Hg.), Das Soziale ordnen. Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2012, S. 219–250.
- Beitrag zur H-Soz-u-Kult Debatte »Ressourcen« in den Geschichtswissenschaften: 1. Teil, in: H-Soz-u-Kult, 20.9.2012, URL: <http://hsoz-kult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1876&type=diskussionen>
- Beitrag zur H-Soz-u-Kult Debatte »Ressourcen« in den Geschichtswissenschaften: Welche Narrative? in: H-Soz-u-Kult, 21.9.2012, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1885&type=diskussionen>
- Beitrag zur H-Soz-u-Kult Debatte »Ressourcen« in den Geschichtswissenschaften: Welche Methoden? in: H-Soz-u-Kult, 22.9.2012, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1886&type=diskussionen>
- Auf dem Weg zu einer neuen sozialen Frage? Ghettoisierung und Segregation als Teil einer veränderten Krisensemantik der 1970er Jahre, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte, 2 (2012), S. 110–131.

JANINE SCHEMMER

- Ins Zentrum gerückt. Kultur auf der Elbinsel. Das Bürgerhaus Wilhelmsburg, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.): 19 Tage Hamburg, Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München / Hamburg 2012, S. 249–262.

AXEL SCHILDT

- Zeitgeschichte der Berliner Republik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Jg. 62 (2012), Heft 1–3, S. 3–8.
- Großstadt und Massenmedien. Hamburg von den 1950er bis zu den 1980er Jahren, in: Clemens Zimmermann (Hg.), Stadt und Medien. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Köln / Weimar / Wien 2012, S. 249–263.
- Ein Hamburger Beitrag zur Verständigung im Kalten Krieg. Der Jugendaustausch mit Leningrad 1959–1991, in: Dirk Brietzke / Rainer Nicolaysen (Hg.), Geschichte und Politik. Festschrift für Joist Grolle zum 80. Geburtstag (zugleich Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. 98), Hamburg 2012, S. 193–217.
- Vorwort, in: Rainer Hering, »Aber ich brauche die Gebote ...« Helmut Schmidt, die Kirchen und die Religion, Bremen 2012, S. 7–10.
- Wiederauferstehung im Zeichen der Kultur. Die Bundesrepublik als »Kulturstaat« – eine zeitgeschichtliche Skizze, in: Rotary Magazin, Jg. 61, 2012, Heft 738, S. 43–45.
- Beiträge in: Franklin Kopitzsch / Dirk Brietzke (Hg.), Hamburgische Biografie. Personenlexikon, Bd. 6, Göttingen 2012:
 - Hermann Aubin, S. 20–22.
 - Otto Brunner, S. 49–50.
 - Axel Eggebrecht, S. 82–83.
 - Henri Nannen, S. 223.
 - Ernst Henry Schnabel, S. 297–298.
 - Paul Sethe, S. 310–311.
 - Arnold Sywottek, S. 334–335.
 - Hans Zehrer, S. 390–392.
- Das letzte Jahrzehnt der Bonner Republik. Überlegungen zur Erforschung der 1980er Jahre, in: Archiv für Sozialgeschichte. Der Wandel des Politischen in den 1980er Jahren, Bd. 52 (2012), S. 1–27

- Maike Raap
- Christiane Reinecke
- Janine Schemmer
- Axel Schildt

CHRISTOPH STRUPP

- Kooperation und Konkurrenz. Herausforderungen der Hamburger Hafenvirtschaftspolitik in den 1960er und 1970er Jahren, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.): Zeitgeschichte in Hamburg 2011. Nachrichten aus der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Hamburg 2012, S. 31–54.
- Die Historisierung der jüngsten Hamburger Stadtgeschichte, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München / Hamburg 2012, S. 9–15.
- Im Bann der »gefährlichen Kiste«. Wirtschaft und Politik im Hamburger Hafen, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München / Hamburg 2012, S. 129–143.
- Frieden für die Welt, in: Zeitungszeugen, Nr. 5: 14. Oktober 1933 (2012), S. 6–7 [Nachdruck von 2009].
- »Deutschlands Verstümmelung«, in: Zeitungszeugen, Nr. 11: 13. Januar 1935 (2012), S. 6–7.
- Einsame Spitze. Jesse Owens, in: Zeitungszeugen, Nr. 17: August 1936 (2012), S. 8.
- Schlagwort Versailles, in: Zeitungszeugen, Nr. 24: Januar 1937 (2012), S. 2–3 [Nachdruck von 2009].
- Einsamer Visionär. Woodrow Wilson, in: Zeitungszeugen, Nr. 24: Januar 1937 (2012), S. 8.
- Außerirdische Invasion. Ein Radio-Hörspiel von Orson Welles schockt die USA, in: Zeitungszeugen, Nr. 32: 30. Oktober 1938 (2012), S. 2–3 [Nachdruck von 2009].
- Die USA: Feindbild oder Vorbild?, in: Zeitungszeugen, Nr. 32: 30. Oktober 1938 (2012), S. 3.
- Die verwundeten USA. Der japanische Angriff auf Pearl Harbor am 7. Dezember 1941, in: Zeitungszeugen, Nr. 47: 7. Dezember 1941 (2012), S. 2–3.

JOACHIM SZODRZYNSKI

- Fliegen Schmetterlinge nur einen Sommer? Prolog der Grün-Alternativen in Hamburg, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München / Hamburg 2012, S. 203–215.

DOROTHEE WIERLING

- Nachkriegsgeschäfte. Hamburger Kaffeehandel seit den 1950er Jahren, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München / Hamburg 2012, S. 35–46.
- Hg. (mit Ulrike Gleixner), Korrespondenzen. WerkstattGeschichte, Bd. 60 (2012), Essen 2012.
- Eine Familienkorrespondenz im Krieg. Julie Vogelstein, Lily, Heinrich und Otto Braun 1914–1918, in: WerkstattGeschichte, Bd. 60 (2012), S. 39–53.

10. REZENSIONEN ÜBER VERÖFFENTLICHUNGEN DER FZH UND VON MITARBEITERINNEN UND MITARBEITERN DER FZH (AUSWAHL)

Knud Andresen / Ursula Bitzegeio / Jürgen Mittag (Hg.), Nach dem Strukturbruch? Kontinuität und Wandel von Arbeitsbeziehungen und Arbeits(welten) seit den 1970er Jahren, Politik und Gesellschaftsgeschichte, Band 89, Bonn Juni 2011.

- Sarah Graber-Machjzek, in: SozialGeschichte Online Heft 8 (2012), S. 153–160, URL: http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-31192/09_Rezensionen.pdf
- Nina Kleinöder, in: H-Soz-u-Kult, 23.02.2012, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2012-1-127>

- Christoph Strupp
- Joachim Szodrzynski
- Dorothee Wierling

Linde Apel / Klaus David / Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter aus der Werkstatt der Erinnerung, München / Hamburg 2011.

- Gisela Schütte, Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter, in: Die Welt, 4.3.2012, URL: <http://www.welt.de/print/wams/vermishtes/artic-le13901989/Lebensgeschichten-juedischer-Verfolgter.html>

Frank Bajohr / Christoph Strupp (Hg), Fremde Blicke auf das »Dritte Reich«, Berichte ausländischer Diplomaten über Herrschaft und Gesellschaft in Deutschland 1933–1945. Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte Band 49, Göttingen 2011.

- Hans-Jürgen Döscher, in: Historische Zeitschrift, Bd. 294 (2012), S. 832f.
- Christoph Kreuzmüller, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 52, 2012, URL: <http://library.fes.de/pdf-files/afs/81359.pdf> (24.5.2012).
- Bernhard Schulz, Fremde Blicke. Eine eindrucksvolle Sammlung diplomatischer Augenzeugenberichte aus dem »Dritten Reich«, in: Tagesspiegel, 9.7.2012.
- Rüdiger Hachtmann, in: Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 28, Göttingen 2012, S. 192–194.
- Dietmar Süß, »Keine Regierung wie in jedem anderen Land«, Süddeutsche Zeitung, 21.8.2012.
- Jette Nagel, in: Damals. Magazin für Geschichte und Kultur, Nr. 9 (2012).
- Thomas Roth, in: Geschichte in Köln 59 (2012), S. 298–300.
- Irene Strenge, in: Journal der juristischen Zeitgeschichte, 3/2012, S. 130–131.

Frank Bajohr, Hanseat und Grenzgänger. Erik Blumenfeld – eine politische Biographie, Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 46, Göttingen 2010.

- Erik Lommatzsch, Frank Bajohr: Hanseat und Grenzgänger, in: sehepunkte, 12 (2012), Nr.7/8, URL: <http://www.sehepunkte.de/2012/07/19995.html>

Alexander Gallus, Heimat »Weltbühne«. Eine Intellektuellengeschichte im 20. Jahrhundert, Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte Band 50, Göttingen 2012.

- Regina Mönch, Auch Geistesarbeit ist Kraft mal Weg, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. 10.2012.
- Harro Zimmermann, Der Widerspenstigen Lähmung, in: Die Welt, 13.10.2012.
- Thomas Medicus, Vergessene Autoren der »Weltbühne« wiederentdeckt, in: Deutschlandradio Kultur, 4.11.2012.

Claudia Kemper, Das »Gewissen« 1919–1925. Kommunikation und Vernetzung der Jungkonservativen, München 2011.

- Monika Cziller, Claudia Kemper: »Das Gewissen« 1919–1925, in: sehepunkte 12 (2012), Nr. 10, URL: <http://www.sehepunkte.de/2012/10/19789.html>

Sylvia Necker, Konstanty Gutschow (1902–1978), Modernes Denken und volksgemeinschaftliche Utopie eines Architekten, München / Hamburg 2012.

- Ulla Fölsing, Die Ära der Archikraten, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.8.2012.
- Rudolf Fischer, S. Necker: Konstanty Gutschow (1902–1978), in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2012-4-122>
- Katja Iken, Hitlers Traum vom Elb-Manhattan, in: Welt am Sonntag, 10.6.2012.

Lina Nikou, Zwischen Imagepflege, moralischer Verpflichtung und Erinnerungen: Das Besuchsprogramm für jüdische ehemalige Hamburger Bürgerinnen und Bürger, München / Hamburg 2011.

- Jörg Arnold, Lina Nikou: Zwischen Imagepflege, moralischer Verpflichtung und Erinnerungen: Das Besuchsprogramm für jüdische ehemalige Hamburger Bürgerinnen und Bürger, in: Medaon. Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung 6 (2012), Nr. 10, URL: http://www.medaon.de/pdf/MEDAON_10_Arnold.pdf

Christoph Strupp, Nahverkehr und Nationalsozialismus. Die Hamburger Hochbahn AG im »Dritten Reich«, Forum Zeitgeschichte, Band 22, Hamburg 2010.

- Peter F. N. Hörz, Christoph Strupp: Nahverkehr und Nationalsozialismus, in: Journal of Transport History 32 (2011), S. 112–114.

David Templin, »Lehrzeit – keine Leerzeit!« Die Lehrlingsbewegung in Hamburg 1968–1972, München 2011.

- Jens Renner, Lehrlingsbewegung, in: ak. Analyse & Kritik, 17.2.2012.
- Ulla Fölsing, Lehrlinge im Protest. Auch Lehrlinge und junge Arbeiter gingen 1968 auf die Straße, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.3.2012.
- Peter Nowak, Eine Lehre fürs prekäre Leben, in: Jungle World, 26.4.2012.
- Peter Nowak, Lehrzeit keine Leerzeit. David Templin erinnert in einem Buch an den »Hamburger Aufstand der Stifte«, in: Neues Deutschland, 4.5.2012.
- Peter Nowak, Erinnerung an den Aufstand der Stifte. Ein Rückblick auf die kurze Phase der Lehrlingsbewegung könnte auch heute wieder helfen, in: trend. Onlinezeitung, 5-6/2012, URL:<http://www.trend.infopartisan.net/trd5612/t195612.html>
- Matthias Frese, Rezension zu: Templin, David: »Lehrzeit – keine Leerzeit!«. Die Lehrlingsbewegung in Hamburg 1968–1972. München 2011, in: H-Soz-u-Kult, 29.10.2012, URL:<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2012-4-081>

11. VORTRÄGE DER MITARBEITER UND MITARBEITERINNEN DER FZH

KNUD ANDRESEN

- Moderation des Vortrages von: David Templin: Zwischen APO und Gewerkschaft. Lehrlingsbewegung in Hamburg 1968–1972, DGB-Jugend, Hamburg 6.3.2012.
- Erinnerungserzählungen eines sozialen Milieus und gewerkschaftliche Erfahrungsräume, Projektvorstellung auf der Tagung »Gewerkschaftliche Zeitzeugenarbeit« der Friedrich-Ebert-Stiftung und der Hans-Böckler-Stiftung, Bonn 24.5.2012.
- Historische Erzählungen über Altona als Elemente von Stadtteilidentität und lokaler Geschichtspolitik. Vortrag auf der Tagung »Gedächtnisräume. Geschichtsbilder und Erinnerungskulturen in Norddeutschland«, Hamburg 15./16.6.2012.
- Arbeitnehmervertretung im Betrieb seit den 1950er Jahren – Gewerkschaftsarbeit zwischen Kümmerern, Co-Management und Arbeitskampf. Vortrag auf der IG BCE-Tagung »Zurück in die Zukunft. Was Arbeitnehmervertreterinnen und -vertreter aus ihrer Geschichte für heute lernen können«, Bad Münden 6./7.9.2012.
- Moderation und Organisation der Tagung »Der Betrieb als sozialer und politischer Ort« der Friedrich-Ebert-Stiftung und der Hans-Böckler-Stiftung, Bonn 15./16.11.2012.
- Zwischen Volksfest und Kampftag. Vom Wandel gewerkschaftlicher Mai-Kundgebungen in Hamburg, Vortrag im Rahmen der FZH-Veranstaltungsreihe »Stadt und Zeitgeschichte. Ereignisse und Entwicklungen in Hamburg seit den 1950er Jahren«, Hamburg 13.12.2012.

LINDE APEL

- Aus Hamburg in alle Welt. Buchpräsentation in Kooperation mit dem Verlag Dölling und Galitz, 26.1.2012 Hamburg.
- Hamburgs Deportationsbahnhof. Geschichte und Erinnerung, Vortrag während des Symposiums »Erinnerungsort Rabbiner Rülff-Platz«, Saarbrücken 30.1.2012.

- Das interdisziplinäre Forschungsprojekt »Hamburger Feuersturm«. Vortrag zum Besuch einer japanischen Delegation aus Aktivisten, Journalisten, Wissenschaftlern und Zeitzeugen des Bombenkriegs, Hamburg 17.2.2012.
- Die Werkstatt der Erinnerung, Vortrag auf der Tagung Gewerkschaftsgeschichtliche Zeitzeugenarbeit. Ein Methoden- und Theorie-workshop des Projekts »Individuelle Erinnerung und gewerkschaftliche Identität«, Bonn 24.5.2012.
- Teilnahme an der Podiumsdiskussion während der Abschlussveranstaltung des Projekts »Wie wollt ihr euch erinnern?«, Hamburg 18.6.2012.
- Jeckes in Israel heute. Emigrationserfahrungen jüdischer Frauen und Mädchen auf der Flucht aus NS-Deutschland, Hamburg 20.6.2012.
- Zwischen Erkenntnis und Betroffenheit. Impulsreferat zum Thema: Biografien auf der Bühne – Möglichkeiten und Grenzen, Fachtag »Geschichte und Geschichten auf der Bühne. Möglichkeiten und Grenzen von kultureller und historischer Bildung« im Rahmen des Musikfestivals »Verfemte Musik«, Schwerin 27.9.2012.
- »Der 17. Juni soll kein Feiertag sein.« Politische Mobilisierung, Einstellungswandel und Protestformen unter Hamburger Oberschülern in den 1950er und 1960er Jahren, Vortrag im Rahmen der FZH-Veranstaltungsreihe »Stadt und Zeitgeschichte. Ereignisse und Entwicklungen in Hamburg seit den 1950er Jahren«, Hamburg 15.11.2012.
- Moderation der Lesung und Buchpräsentation: Die Herrschaft der Kinder. Eine autobiografische Erzählung aus der Chaoszeit 1945–1947 von Jürgen Bruhn, Hamburg 12.12.2012.

FRANK BAJOHR

- Fremde Blicke auf das »Dritte Reich«. Berichte ausländischer Diplomaten über Herrschaft und Gesellschaft in Deutschland 1933–1945. Buchvorstellung und Vortrag in der Topographie des Terrors, Berlin 10.1.2012 (zus. mit Christoph Strupp).
- Die nationalsozialistische »Volksgemeinschaft«. Zwischenbilanz, Probleme und offene Fragen für regionale NS-Forschungen. Vortrag auf der Konferenz »Volksgemeinschaft« vor Ort? Neue Forschungen

zur sozialen Praxis im Nationalsozialismus, Universität Oldenburg 23.2.2012.

- »Unser Hotel ist judenfrei«. Bäderantisemitismus auf Borkum und an der deutschen Nord- und Ostseeküste. Vortrag vor den Borkumer Kirchengemeinden Johann-Calvin-Haus, Borkum 27.3.2012.
- German Responses to the Persecution of the Jews as Reflected in Three Collections of Secret Reports. Vortrag auf der Konferenz »The German People and the Persecution of the Jews«, 6th Miller Symposium der University of Vermont, Burlington, VT/USA 22.4.2012.
- Eine Stadt macht mobil. Hamburg und die »Spiegel-Affäre«. Vortrag auf der Konferenz »Ein Abgrund von Landesverrat« – 50 Jahre Spiegel-Affäre, Hamburg 23.9.2012.
- Inside Nazi Germany: Diplomatic and Consular Reports on the Third Reich and the Persecution of the Jews. Vortrag vor dem International Institute for Holocaust Research in Yad Vashem, Jerusalem 11.10.2012.
- Hamburger »Außenpolitik« im Kalten Krieg. Die Städtepartnerschaft mit Leningrad. Vortrag im Rahmen der FZH-Veranstaltungsreihe »Stadt und Zeitgeschichte. Ereignisse und Entwicklungen in Hamburg seit den 1950er Jahren«. Hamburg 1.11.2012.

KIRSTEN HEINSOHN

- Only Subordination to Offer? Women and Conservative Politics in Europe. Vortrag auf der Jahrestagung der American Historical Association, Panel 52: The Promise of Nationalism: Women and Jews in European Nationalist Movements in The First Half of the Twentieth Century, Chicago 6.1.2012.
- Ein Schritt vor, zwei zurück. Wissenschaftliche und populäre Debatten zur Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Vortrag im Forschungskolloquium Neuere Geschichte und Geschlechtergeschichte, Universität Bielefeld 23.1.2012.
- »Konservativ oder Liberal? Zukunft oder Untergang?« Magdalene von Tiling und ihr konservativer Gesellschaftsentwurf in der Endphase der Weimarer Republik. Vortrag im Forschungskolloquium ProMoHist, Historisches Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München 9.2.2012.

- Linde Apel
- Frank Bajohr
- Kirsten Heinsohn

- Das Jüdische Hamburg im Wiederaufbau. Vortrag im Rahmen der FZH-Veranstaltungsreihe »Stadt und Zeitgeschichte. Ereignisse und Entwicklungen in Hamburg seit den 1950er Jahren«, Hamburg 8.11.2012.
- Zeiterfahrung – Zeitdeutung – Zeitgeschichte. Eva Gabriele Reichmann (1897–1998). Vortrag im Forschungskolloquium zur Geschlechter- und Kulturgeschichte (in Verbindung mit dem Kolloquium zur Neuern und zur Theorie der Geschichte), Ruhr-Universität Bochum 11.12.2012.

CLAUDIA KEMPER

- Von Pflugscharen und Die-Ins. Friedensbewegung in den 1980er Jahren. Vortrag in der Geschichtswerkstatt Eimsbüttel / Galerie Morgenland, Hamburg 4.12.2012.
- Kommentar zum Panel »Interwar Period« bei der AKHF Jahrestagung »The Emergence of Humanitarian Intervention. Concepts and Practices in the Nineteenth and Twentieth Century«, Historisches Kolleg München, 25.–27.10.2012.
- Ethik und Protest. Über die Protestkultur der »Internationalen Ärzte zur Verhütung des Atomkrieges« auf der Tagung »Ein bisschen Frieden? Der Wunsch nach Frieden und seine Manifestationsformen in den 1980er Jahren«, Universität Augsburg 3.–5.8.2012.

LINA NIKOU

- Coming Back Home? Berlin Presents Itself to Refugees of the Nazi Regime Living Abroad, Vortrag auf der International Graduate Students' Conference on Holocaust and Genocide Studies, Strassler Center of Holocaust and Genocide Studies, Clark University, Worcester, USA 29.3.–1.4.2012.
- »Heimweh nach München«. Städtische Einladungen für Verfolgte des Nationalsozialismus als Geschichts- und Imagepolitik. Vortrag auf der interdisziplinären Tagung »Stadt – Image – Identität. Konstruktion und Wandel von Städtebildern im 19. und 20. Jahrhundert«, veranstaltet von ProMoHist und ProArt der Ludwig-Maximilians-Universität München 9./10.11.2012.

CHRISTIANE REINECKE

- Urban Topographies in the Making: Socio-Spatial Change and the Social Sciences in West Germany and the United States, 1950–1990. Vortrag auf dem Workshop »Space, Migration, Environment« des Netzwerks »Population, Knowledge, Order, Change: Demography and Politics in the Twentieth Century in Global Perspective«, Centre Marc Bloch, Berlin 13./14.1.2012.
- Geographies of Poverty: Representing Marginality in Urban Space in West Germany and France, 1950s–1980s. Vortrag auf der Konferenz »Poverty in Modern Europe. Micro-Perspectives on the Formation of the Welfare State in the 19th and 20th Centuries«, German Historical Institute London 10.–12.5.2012.
- Poverty Zones: Urban Topographies of Inequality in West Germany and France from the 1950s to the 1980s. Vortrag auf dem Workshop »European Urban Life since 1945: Comparisons and Contrasts«, University of Leeds 28./29.6.2012.
- Kommentar auf der Konferenz »Der Wert der Dinge. Wertsetzungsprozesse und Wertverschiebungen in Ding-Mensch-Netzwerken im 19. und 20. Jahrhundert«, Historisches Kolleg München 19.–21.9.2012.
- Verrufene Viertel. Topographien der Ungleichheit im urbanen Raum in Westdeutschland und Frankreich, 1950–1990. Vortrag im Rahmen des Zeitgeschichtlichen Colloquiums von Constantin Goschler, Ruhr-Universität Bochum 31.10.2012.
- Laboratorien des Abstiegs? Großsiedlungen als urbane Problemzonen in Westdeutschland und Frankreich, 1960–1990. Vortrag im Rahmen des Oberseminars von Dirk van Laak und Friedrich Lenger, Justus-Liebig-Universität Gießen 7.11.2012.
- MitdiskutantIn bei der Podiumsdiskussion »Internationale Wissenschaft – nationale Laufbahnstrukturen? Postdoktorandinnen und Postdoktoranden in den Geschichtswissenschaften« im Rahmen des 49. Deutschen Historikertags, Mainz 25.–28.9.2012.
- Globale Ghettoisierung? Zur veränderten Nomenklatur des urbanen Raums in Westdeutschland und Frankreich seit den 1960er Jahren. Vortrag auf dem Workshop »Das Globale lokal. Historische Perspektiven auf das Verhältnis von Stadt und Globalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, FZH, Hamburg 16./17.11.2012.

- Kirsten Heinsöhn
- Claudia Kemper
- Lina Nikou
- Christiane Reinecke

JANINE SCHEMMER

- Berufsbiographische Erzählungen über den Wandel der Arbeitswelt im Hafen Hamburg. Kurzvortrag im Rahmen einer Hamburg-Exkursion Bielefelder Studierender, FZH, Hamburg 1.6.2012
- Port city as memory space – narrations of former Hamburg dockworkers. Vortrag auf der Konferenz Port City Lives, University of Liverpool, Liverpool 29. / 30.6.2012.
- Schicht(en)wechsel. Berufsbiographische Erzählungen über den Wandel der Arbeitswelt im Hafen Hamburg. Posterpräsentation auf der Tagung Kultur der Ökonomie am Institut für Volkskunde / Kultur-anthropologie, Universität Hamburg 21.9.2012.
- Technik als Argument in der narrativen Verarbeitung biographischen Wandels. Vortrag auf dem 3. Kongress Kulturwissenschaftliche Technikforschung am Institut für populäre Kulturen, Universität Zürich 12. –14.10.2012.
- Interviews mit ehemaligen Hafentararbeitern. Projektvorstellung im Seminar Museum medial. Dokumentarfilmpraxis mit Zeitzeugen im Hafentmuseum, Studiengang Kultur der Metropole, Hafencity Universität, Hamburg 14.11.2012.
- Ausländische Arbeiter im Hamburger Hafen – Selbst- und Fremdzuschreibungen. Vortrag auf der Tagung Spektrum Migration: Perspektiven auf einen alltagskulturellen Forschungsgegenstand. 8. Tübinger Kulturwissenschaftliche Gespräche am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen 15. –17.11.2012.
- Change of shift / Change of class. Biographical narrations about the transformation of the working environment by former Hamburg dockworkers. Projektvorstellung bei der Summer Academy »Work, Generation, and Life Course«, IGK »Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive«, Humboldt Universität Berlin, History Workshop of Witwatersrand University, Johannesburg / Südafrika 3. –8.12.2012.

AXEL SCHILDT

- Kulturelle Umbrüche seit 1945. Vortrag auf der Tagung La Transizione come Problema Storiografico. Le Fasi Critiche dello Sviluppo della »Modernita« – 1494–1973; »Übergangsperioden als

historiographisches Problem. Die kritischen Entwicklungsphasen der »Modernität« – 1494–1973«; Fondazione Bruno Kessler, Trento 11. –14.9.2012.

- Das Ende des Untertanengeistes? Die Öffentlichkeit begehrt auf. Vortrag auf der Konferenz »Ein Abgrund von Landesverrat« – 50 Jahre SPIEGEL-Affäre, Hamburg, 22. / 23.9.2012.
- Zur Vorgeschichte der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Vortrag auf der Tagung »Geschichtswissenschaftliche Netzwerke in der frühen Bundesrepublik«, Köln 4. / 5.10.2012.
- Stand und Probleme der jüngsten Zeitgeschichtsforschung. Vortrag für die Graduiertenschule ProMoHist des Historischen Seminars der Ludwig-Maximilians-Universität München 8.11.2013.

CHRISTOPH STRUPP

- Fremde Blicke auf das »Dritte Reich«. Berichte ausländischer Diplomaten über Herrschaft und Gesellschaft in Deutschland 1933–1945. Buchvorstellung und Vortrag in der Topographie des Terrors, Berlin 10.1.2012 (zus. mit Frank Bajohr).
- Fremde Blicke auf das »Dritte Reich«. Berichte ausländischer Diplomaten über Herrschaft und Gesellschaft in Deutschland 1933–1945. Vortrag auf dem Seminar: Der Nationalsozialismus in der deutschen Geschichte – Neuere Forschungen, Reflexionen zur Unterrichtspraxis, Akademie für politische Bildung, Tutzing 18.1.2012.
- Struktur- und Funktionswandel des Hamburger Hafens seit den 1950er Jahren. Vortrag in der Reihe des Vereins für Hamburgische Geschichte, Staats- und Universitätsbibliothek, Hamburg 29.2.2012.
- »Hafen ist Hamburg« – ist Hamburg Hafen? Probleme und Perspektiven der Stadtgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Mittags-Lecture beim Forschungsschwerpunkt Stadtforschung der TU Darmstadt: LOEWE-Schwerpunkt »Eigenlogik der Städte«, Darmstadt 18.4.2012.
- Struktur- und Funktionswandel des Hamburger Hafens seit den 1950er Jahren. Kurzvortrag im Rahmen einer Hamburg-Exkursion Bielefelder Studierender, FZH, Hamburg 1.6.2012.
- Der Hamburger Hafen im Spannungsfeld lokaler Traditionen und globaler ökonomischer Herausforderungen seit den späten 1960er

- Janine Schemmer
- Axel Schildt
- Christoph Strupp

Jahren. Vortrag auf dem Workshop »Das Globale lokal. Historische Perspektiven auf das Verhältnis von Stadt und Globalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, FZH, Hamburg 16./17.11.2012.

- »Gefährliche Kisten« aus Amerika. Die Reaktion Hamburgs auf die Containerisierung des Güterverkehrs in den 1960er Jahren. Vortrag auf der Konferenz »Die hanseatisch-amerikanischen Beziehungen seit 1790«, US-Generalkonsulat, Hamburg 23.11.2012.
- Im Bann der »gefährlichen Kiste«. Wirtschaft und Politik im Hamburger Hafen – Stichtag 31. Mai 1968. Vortrag im Rahmen der FZH-Veranstaltungsreihe »Stadt und Zeitgeschichte. Ereignisse und Entwicklungen in Hamburg seit den 1950er Jahren«, Hamburg 29.11.2012.

DAVID TEMPLIN

- »Zwischen APO und Gewerkschaft. Die Lehrlingsbewegung in Hamburg, 1968–1972«, Vortrag bei der DGB-Jugend, Hamburg 6.3.2012.
- Vortrag bei der Ausstellungseröffnung »Träume, Hoffnungen, Kämpfe. 15 Jahre gelebte Selbstverwaltung im Wedeler Jugendzentrum AJC (1972–1987)« im Stadtmuseum Wedel 29.9.2012.

DOROTHEE WIERLING

- »Zuhören. Unbedingt!« Einführungsvortrag zur Tagung: »Reden. Unbedingt, 1945 und wir«, Heidelberg / Mannheim 15./16.6.2012.
- Beitrag zum Symposium: »Zeitzeugenarchiv weltkrieg2kindheiten«, (Vorbereitung eines Drittmittelprojekts) Münster, 22./23.6.2012.
- »Zeitzeugen oder Erzähler? Über den Umgang mit erlebter Geschichte«, Vortrag im Rahmen der Wuster Sommerschule, Wust 9.8.2012.
- Teilnahme an einem round-table über Möglichkeiten eines Projekts zur Stiftungsgeschichte, Gerda Henkel-Stiftung, Düsseldorf 23.8.2012.
- Begrüßung und Einführung des Doktorandenworkshops an der FZH: »Geschichte wird gemacht. Von der Quelle zum Text«, Hamburg 21.9.2012.
- Teilnahme an der abschließenden Podiumsdiskussion der Tagung:

»50 Jahre danach – 50 Jahre davor: Der Meißnertag von 1963 und seine Folgen«, Archivtagung auf Burg Ludwigstein 19.–21.10.2012.

- Nachkriegsgeschäfte. Hamburger Kaffeehandel seit den fünfziger Jahren. Vortrag im Rahmen der FZH-Veranstaltungsreihe »Stadt und Zeitgeschichte. Ereignisse und Entwicklungen in Hamburg seit den 1950er Jahren«, Hamburg 25.10.2012.
- Psychoanalyse und Geschichtswissenschaft. Ein Beispiel aus der Praxis des Projekts »Feuersturm«, Vortrag auf dem Symposium »Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse« der Köhler-Stiftung, München 7.11.2012.
- Geschäft und Ehre. Der Hamburger Kaffeehandel 1933–1945. Vortrag auf der Tagung »Kaffee global, regional, lokal. Zur Geschichte eines Genussmittels im 19. und 20. Jahrhundert«, FZH, Hamburg 6.–8.12.2012.

12. MEDIENECHO

(AUSWAHL)

FORSCHUNGSSTELLE FÜR ZEITGESCHICHTE IN HAMBURG (FZH)

- Tagungsbericht »Zeitzeugen des Hamburger »Feuersturms« und ihrer Familien«, 11.–12.11.2011, Hamburg, von Lina Nikou und Janine Schemmer in: H-Soz-u-Kult, 23.01.2012, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4020>
- taz, 22.3.2012, »Ob etwas Ärger bringt, hat uns nie interessiert«, Interview mit Axel Schildt über die NS-Forschung an der FZH.
- Deutschlandfunk, 10.5.2012, Analysen der Umweltgeschichte, Vortragsreihe der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg über die Beziehungen von Mensch und Natur.
- Hannah Jonas, Tagungsbericht »Geschichte wird gemacht. Von der Quelle zum Text« – Doktorand/innenworkshop. 21.09.2012, Hamburg, in: H-Soz-u-Kult, 22.12.2012, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4556>

- Christoph Strupp
- David Templin
- Dorothee Wierling

Medinecho:

- Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH)

- NDR 90,3, 5.12.2012, Abendjournal über die Kaffeetagung.
- Deutschlandradio, 13.12.2012, Aus Kultur und Sozialwissenschaften: Der Siegeszug eines Genussmittels. Die Geschichte des Kaffeehandels.

LINDE APEL

- Die Welt, 9.1.2012, Gisela Schütte, Von Hamburg als »Jeckes« ins Heilige Land, URL: http://www.welt.de/print/die_welt/hamburg/article13805000/Von-Hamburg-als-Jeckes-ins-Heilige-Land.html
- taz, 21.6.2012, Angela Dietz, Bedürfnis nach Berührtwerden. Schüler erarbeiten Geschichte.
- Blog »Wie wollt ihr euch erinnern?«, 20.11.2012, Vom Gutachten zur Gedenkstätte – ein Ort des Erinnerns entsteht, Interview, URL: <http://www.wie-wollt-ih-euch-erinnern.de/blog/tag/Beirat.html>
- Sybille Hoffmann: Wir denken, wir sind aufgeklärt. Jugendliche entwickeln Ideen für den Gedenkort Hannoverscher Bahnhof, Punktum. Zeitschrift für verbandliche Jugendarbeit in Hamburg, 2 (2012), S. 4 f.

FRANK BAJOHR

- NDR Info, Shabbat Shalom, 23.3.2012, »Die Bild-Zeitung trommelte gegen Schlußstrich-Forderungen«, Interview.
- taz, Redaktion Nord, 30.3.2012, »Alsterhaus« sagten nur die Nazis, Gespräch.
- Hamburger Abendblatt, 31.3./1.4.2012, 75 Jahre Groß-Hamburg-Gesetz, Gespräch.
- Hamburger Abendblatt, 16.8.2012, Wenn normale Männer töten, Gespräch.
- ARD, 10.12.2012 und 17.12.2012, Strandleben. Die Geschichte der deutschen Seebäder, Interview-Ausschnitte.

CHRISTIANE REINECKE

- Deutschlandradio, 13.9.2012, Aus Kultur und Sozialwissenschaften, Interview im Rahmen der Sendung »Abwertungsspirale in den Problemstadtteilen«.

13. LEHRVERANSTALTUNGEN

SOMMERSEMESTER 2012

FRANK BAJOHR

- Das Tor zur Welt? Hamburg und seine Außenbeziehungen seit den 1950er Jahren, Hauptseminar, Universität Hamburg, Historisches Seminar (mit Christoph Strupp).

KIRSTEN HEINSOHN

- Gewalt und Genozid in der Moderne, Einführungsseminar II, Universität Hamburg, Historisches Seminar.
- Zivilgesellschaftliche Aufarbeitung der deutschen Geschichte. Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Hamburg, Hauptseminar, Universität Hamburg, Historisches Seminar.
- Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit, Teil 2: Vom Kaiserreich bis 1989, Vorlesung, Universität Hamburg, Historisches Seminar (mit Beate Meyer).
- Neuere Forschungen zur deutschen Sozial-, Wirtschafts- und Politikgeschichte, Oberseminar, Universität Hamburg, Historisches Seminar (mit Birthe Kundrus).

CLAUDIA KEMPER

- »Apocalypse No!« Die Friedensbewegung der 1980er Jahre, Übung, Universität Hamburg Historisches Seminar.

CHRISTIANE REINECKE

- Bundesrepublik transnational. Zur Migrationsgeschichte nach 1949, Proseminar, Universität Hamburg, Historisches Seminar.

CHRISTOPH STRUPP

- Das Tor zur Welt? Hamburg und seine Außenbeziehungen seit den 1950er Jahren, Hauptseminar, Universität Hamburg, Historisches Seminar (mit Frank Bajohr).

- Linde Apel
- Frank Bajohr
- Christiane Reinecke

Lehrveranstaltungen:

- Frank Bajohr
- Kirsten Heinsohn
- Claudia Kemper
- Christiane Reinecke
- Christoph Strupp

- Dorothee Wierling
- Knud Andresen
- Frank Bajohr
- Kirsten Heinsohn
- Lina Nikou
- Janine Schemmer
- Christiane Reinecke
- Dorothee Wierling

DOROTHEE WIERLING

- Vom Mauerbau zum Mauerfall. Die DDR 1961–1990, Vorlesung, Universität Hamburg, Historisches Seminar.

WINTERSEMESTER 2012/13

KNUD ANDRESEN

- Jugend in der Weimarer Republik, Proseminar, Universität Hamburg, Historisches Seminar.

FRANK BAJOHR

- Nationalsozialistische Herrschaft 1933–1945. Wege und Ertrag neuerer Forschungen, Vorlesung, Universität Hamburg, Historisches Seminar.
- Wirtschaft und Unternehmen in der NS-Zeit 1933 bis 1945 Wirtschaft und Unternehmen in der NS-Zeit 1933 bis 1945, Hauptseminar, Universität Hamburg, Historisches Seminar (mit Birthe Kundrus)

KIRSTEN HEINSOHN

- Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik 1949 bis 1989, Hauptseminar, Universität Hamburg, Historisches Seminar.

LINA NIKOU / JANINE SCHEMMER

- Auf der Reeperbahn. (Re)Präsentationen von und auf St. Pauli, Mittelseminar, Universität Hamburg, Institut für Volkskunde / Kulturanthropologie.

CHRISTIANE REINECKE

- Räume der Gewalt: Der Algerienkrieg und die französische Gesellschaft, Übung, Universität Hamburg, Historisches Seminar.

DOROTHEE WIERLING

- Die Staatssicherheit der DDR – Vorgeschichte und Bedeutung, Einführungsseminar I, Universität Hamburg, Historisches Seminar.

